N. IV. 143.

L. g.
5.
59

Bip.

# Kurze Geschichte
# der Philontis

mit moralischen, kritischen und
satyrischen Anmerkungen.

BASEL,

bey Joh. Jacob Thurneysen jgr.

1783.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

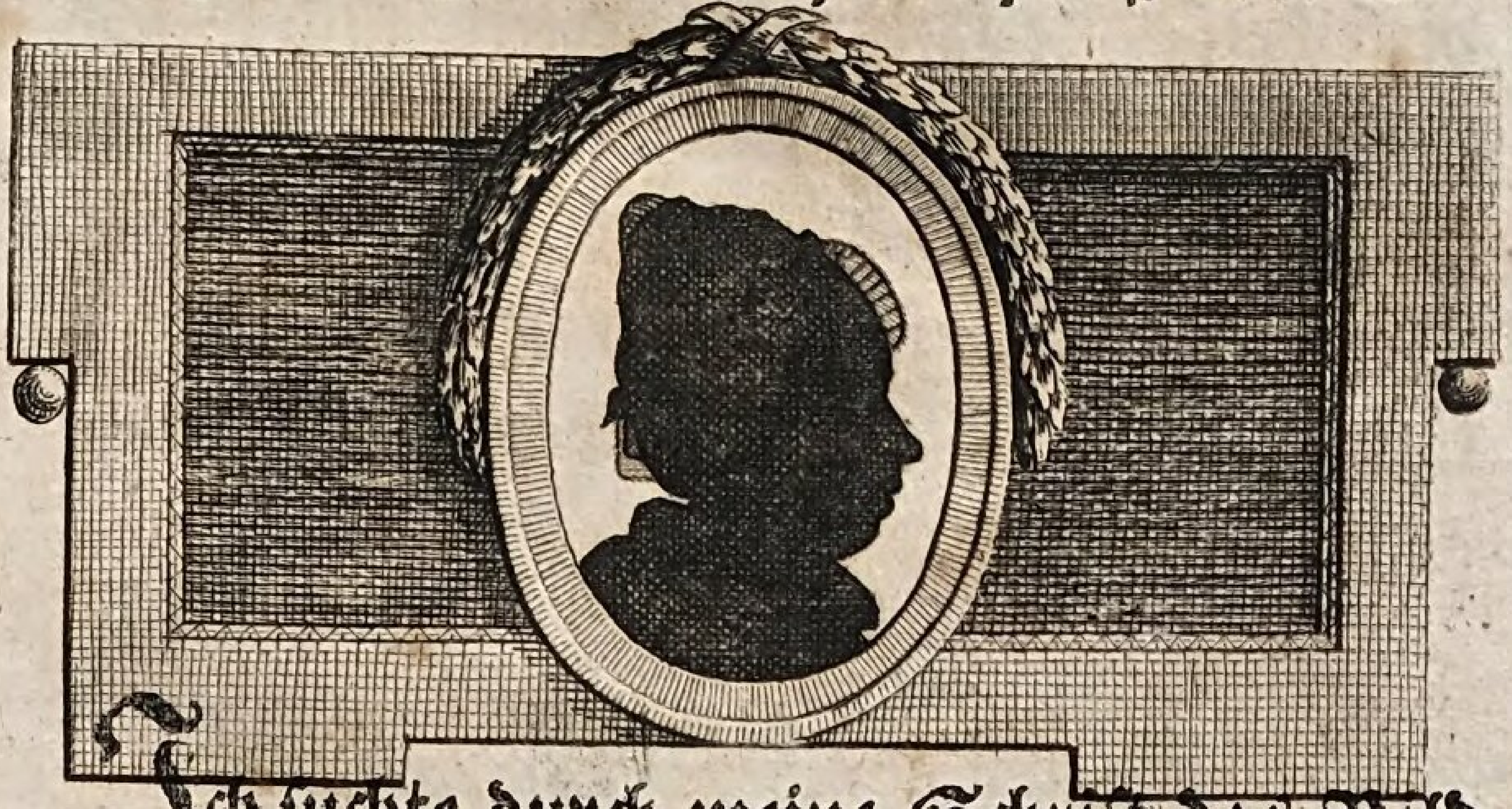
Der Hochwohlgebohrnen Gnädigen

Frau Frau Schultheißinn

# Maria Clara Glutz

Gebohrnen Vesperleder 2c. 2c.

## Hochwohlgebohrne Gnädige Frau Frau Schultheißinn ꝛc.



Ich suchte durch meine Schrift das Bild eines tugendhaften Frauenzimmers zu entwerfen. Meine Absichten würden ihren Zweck erreicht haben, wenn ich nur Dero Lebensart abgeschildert hätte. Denn deutliche Begriffe Dero Stande angemeßener Tugenden, und liebreiche Erfüllung derselben würden der Stoff meiner Geschichte geworden seyn.

Sie wißen Madame! daß vielmehr eine gewiße Kühnheit zu schreiben, und zu reden, als auch nur der Schatten einer Schmeicheley unter die herrschenden Leidenschaften eines Republikaners zu zählen ist. Wenn ich demnach etwas von Dero Tugenden in öffentlicher Schrift melde, so entspringt daßelbe aus einem freyen Herzen, welches dieselben ohne Heucheley preiset; und dieses ist auch der Grund, warum ich Ihnen meine Schrift zueigne. Wenn Sie derselben Beyfall geben, so ist dieses mir eine Bekräftigung: daß ich nichts wider die Tugend geschrieben habe.

Eben so bin ich überzeugt, daß diese Geschichte nützlich seyn werde, wenn Seine Gnaden Herr Schultheiß Dero Herr Gemahl dieselbe gutheißen werden. Es haben Seine Gnaden Herr Schultheiß in der Beredsamkeit, welche den Demosthenes als einen wahren Republikaner zeichnete, schon verschiedene Proben abgeleget. Der übernatürliche Glaube, der die Machabäer zu

unerschrockenen Beschützern der vaterländischen Gesetze machte, ist der verehrungswürdige Gegenstand, den Seine Gnaden zum Hauptgrunde eines Staatsmannes legen. Wenn also der Beyfall beyderseits mein Werkchen beehren wird, so ist dieses ein deutliches Merkmal eines Nutzen desselben. So sehnlich ich nun dieses wünsche, so sehr verlange ich in nnsterblicher Hochachtung zu seyn

Dero ganz Gehorsamster Diener.

Der Verfaßer.

Solothurn den 15ten Brachmonat 1782.

# Kurze Geschichte

# der Philontis

mit moralischen, kritischen und satyrischen Anmerkungen

# Vorrede.

Ein Uebersetzer der Satyren des Persius sagt in seiner Vorrede: „ nach einer geflißenen, und „ bedachtsamen Durchlesung der Satyren des Persius, „ fand ich mich überzeugt, sie verdienen daß man sie „ verstehe. Dieses hat mich zu dieser Arbeit verlei„ tet. Die Hoffnung, daß es mir gelungen ist, „ hat mich bewogen sie dem Publikum vorzulegen, „ es soll mein Richter seyn " (*) Was mich betrift, protestiere ich wider diesen Richterstul: das Publikum soll nicht mein Richter seyn; denn das Sprüchwort: vox populi, vox Dei ist wirklich so veraltet, daß man demselben so gar in der Theologie kein Recht mehr hält. Wie der Herr von Moser in

(*) Une lecture réfléchie, & attentive des Satyres de Perse m'ayant persuadé qu'il méritoit bien, qu'on se donnât la peine de l'entendre, m'a engagé à ce travail. Lespérance d'avoir réussi m'a fait résoudre à le donner au Public, il sera mon juge. — Les Satires de Perse avec des notes a Berne chez Waldhard 1765.

seinen moralischen und politischen Schriften meldet(*), so machen die Einwohner eines jeden Staates zusammen ein allgemeines Publicum aus. Da nun der gröste Theil dieses Publikums in dem Pöbel besteht, ohne dasjenige Gold, Silber, Seiden, und Sammet zu zählen, welche eine pöbelhafte Denkungsart bedecken, so wird es kein Eigensinn seyn, wenn man sich deßen Urtheile entziehen will. —

Diese meine Kühnheit, wie sie einige nennen werden, bekräftiget der sinnreiche Herr de Montesquieu in seinen lettres Persanes da er sich unterstehet von einem erleuchteten Richterstuhle folgendes zu sagen: (**) „dieser Richterstuhl urtheilet nach dem „Gutachten der mehrern Stimmen, aber die Erfahrung belehret uns, daß es beßer seyn würde, „wenn man der kleinern Zahl das Recht zu sprechen „überließe; die Sache ist ganz natürlich; denn sehr „wenige Geister sind richtig, und die ganze Welt „gestehet es, daß der Falschen eine unendliche Menge

(*) Pag. 203,

(**) Dans ce tribunal on prend les voix à la majeure: mais on a reconnu par expérience qu'il vaudroit mieux les recueillir à la mineure, & cela est bien naturel; car il y a très peu d'esprits justes & tout le monde convient, qu'il y a une infinité de faux. t. 2. p. 3. — Nous ne sommes hommes que par la raison; & il est pourtant rare de trouver des hommes veritablement raisonnables. — L'Introduction à la vie devote de S. François de Sales.

„ sey ". Wenn Montesquieu, der von der gelehrten Welt als ein tiefsinniger Geist erkannt wird, von einem Richterstuhle, der weit über das pöbelhafte erhaben ist, so hat sprechen dörfen: so soll es niemanden fremd vorkommen, wenn ich die Gewalt des Publikums über mich zu urtheilen auszuweichen verlange. Eben so wenig unterwerfe ich mich dem Urtheile derjenigen, die mir den Schweizer Dialekt vorwerfen werden. Denn was hat mir ein Meißner, oder Hannoveraner zu befehlen, wie ich schreiben soll. Ich bin ein Schweizer, und folglich ein freyer Mann, und schreibe also, wie es mir gefällt; wenn man mich nur verstehet, so bin ich zufrieden — oder aber wo ist der Ort, wo man am besten deutsch schreibt? ich glaube nicht einmal, daß dieser Vorzug könnte bestimmt werden; denn da die Wörter nur wirkürliche Zeichen sind, so wohl unserer Gedanken, als auch der Sachen selbsten, so wird der Ort so lange unbestimmt bleiben, so lange die Begriffe der Menschen ihre Unterschiede behalten. Die Grammatiker werden also ihrem Wörterkriege niemals ein Ende machen; und ich mag ohne das mich in keinen Streit einlaßen wegen einer Silbe, oder Buchstabe; ich gebe vielmehr auf die Gedanken acht. Wird man meine Gedanken angreifen, so will ich mich ganz gelaßen einem vernünftigen Urtheile unterwerfen:

denn warum sollte ich ungeduldig werden, wenn man mir meine Fehler vorhält, da ich selbsten wider die Fehler anderer Menschen schreibe? Ich glaube nicht, daß ich auf die Einwürfe antworten werde; wohl aber werde ich trachten mich zu verbeßern.

Derjenige, so den Wallaston in die französische Sprache übersetzte, sagt: (*) „es ist außer allem „Zweifel, daß man von dem Karakter eines Men„schen niemals beßer, als aus seinen Schriften ur„theilen kann — — — Schreibart, Gedanken, „Vernunftschlüße alles kriechet, alles schmachtet, „wenn man von einem Gegenstande schreibt, den „man nicht liebet. Schreibart, Gedanken, Schlüße, „alles ist beseelt, wenn die Lebhaftigkeit des Gei„stes von der Zuneigung des Herzens unterstützet „ist". Man urtheilet also aus der Schreibart des Verfaßers auf die Denkungsart deßelben. Also ist es! ich schrieb, wie ich noch jetzt denke: ich setzte kein einziges Wort in meine Schrift, welches nicht von

(*) Il est constant, qu'on ne peut gueres mieux juger du caractere d'un homme, que par ses écrits --- style, pensées, raisonnemens, tout rampe, tout languit, quand on écrit sur un sujet, qu'on n'aime point: stile, pensées, raisonnemens, tout est animé, lorsque la vivacité de l'esprit est secondée de l'inclination du cœur.

Ebauche de la religion naturelle par Mr. Walloston traduite de l'Anglois. p. 5.

der Bewegung meines Herzens entstund. Wenn ich also einige Weibsbilder sehe, deren Hälse und Ohren mit Diamanten, Rubinen, und andern Edelgesteinen jubiliermäßig prangen, ohne daß eben diese Weibsbilder mit Tugenden ausgezieret sind, so verehre ich dieselben nicht mehr, als jene schöne römische Reuter, welche in der pharsalischen Schlacht davon geflohen sind (*).

Ein süßer Herr, der ohngefähr unter dem 47ten Grade der nördlichen Breite liegt, muß es mir also verzeihen, wenn ich mehr nordwärts denke, und eben so schrieb. Fraget man mich, warum ich dieses Werkchen geschrieben? so habe ich zwey Ursachen. Die erste ist, weil das Autorfieber (**) auch mich

(*) Auf dem linken Flügel des Kriegsheeres des Pompejus befand sich eine zahlreiche Reiterey, welche Cäsar die schönen und zärtlichen Tänzer nannte; doch fürchtete er sich vor dem Glanze ihrer Waffen, um diese aber zu besiegen, bediente er sich einer Kriegslist; er befahl deswegen seinen Soldaten, sie sollten die Augen, und Angesicht dieser Reiter zu verwunden trachten, miles faciem feri. Diese junge Reiter, die ihre schönen Angesichter mit schrecklichen Wunden nicht wollten verungestaltet haben, wurden von dieser neuen Art zu streiten so erschreckt, daß sie in eine Unordnung geriethen, auf eine schändliche Weise ihren Feinden den Rücken kehrten, und alles verderbten — Plutarch in Pompejus und Cæfar.

(**) In unsern aufgeheiterten, aufgeklärten, aufgeweckten, erleuchteten, gelehrten, und philosophischen Zeiten scheint es, daß die Buchhandlungen ein wichtiges

überfallen wollte; und mir mit einer Bekanntschaft unter einer Menge der Menschen schmeichelte (sage man immer die Wahrheit) und was noch eben so wahr ist, so wollten sich schon einige Paroxismi zeigen; sie waren aber sehr schwach; denn sonst würde ich mehr geschrieben haben.

Mein Leibarzt in diesem Zustande war der gelehrte und berühmte Johann Georg Zimmermann. Ich schickte deswegen ihm den Anfang der Geschichte auf Brugg zu seiner Einsicht; und er schrieb mir ein Recept in einem Briefe vor, den ich zwar aus Bescheidenheit nicht bekannt machen sollte; weil etwas schmeichelhaftes sich in demselben für mich befindt: doch will ich den Innhalt deßelben hier abschreiben. Der Leser verzeihe mir meine Freymüthigkeit.

---

Commercium führen; denn man findet eine unzählige Menge der Schriften. Wenn nur die Nachwelt die meisten dieser Waaren nicht als Contrebande ansieht, oder Makulaturen aus denselben macht; da ich aber durch eine sichere Erfahrrung von den Haarflechtern bin belehret worden: daß das Fließpapier gar nicht so gute Dienste, als das Schreibpapier bey den Papillotten thut; so habe ich meinen Herrn Verleger gebethen, er möchte besorget seyn mein Werkgen auf gut Schreibpapier heraus zugeben, damit ich auf das wenigste mit etwas, den schönen, und süßen Herren aufwarten könne.

Mein werthester
Und hochzuverehrender Freund!

Ich habe immer auf eine Gelegenheit warten wollen, um mich mündlich über ihre Philontis mit ihnen unterreden zu können. Das Gemäld, obschon es weiblich ist, dünkt mich voll starker und männlicher Züge; sie sind ein ausnehmend guter moralischer Beobachter: sie wißen ihre Gedanken recht ins Kurze zu faßen; aber sie müßen sich, eben wie ich, einen sanften Ton angewöhnen, wenn sie sich beßern wollen. Ich beschwöre sie ein Buch zu kaufen, das zu ihrer Absicht alles in allem seyn wird, und das mir eines der besten Bücher in der Welt scheint, es heißt: Predigten für junge Frauenzimmer von Jacob Fordyce, aus dem englischen Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1767. zwey kleine Bändchen in 8vo. Nach diesem bitte ich, daß sie sich modeln wie Virgil nach dem Homer und Cicero nach dem Demostenes. Ganz gewiß werden sie mir danken, daß ich sie mit diesem unsterblichen Buche bekannt gemacht habe, das ihnen zur Verschönerung ihrer Philontis die gröste Dienste leisten kann.

Herr Seckelmeister scheint Ihnen, mein allerliebster Freund! die Neuigkeit nicht erzählt zu haben, die

für mich sehr wichtig ist. Ich bin Leibarzt Seiner Königlichen Majestät von Großbritannien am Hofe zu Hannover, und werde sobald, als es möglich ist, mit meiner ganzen Familie nach Hannover abgehen. Es ist unmöglich, daß ich sie so dann in meinem ganzen Leben wieder sehe. Aber in meinem ganzen Leben werde ich mich ihrer Freundschaft mit inniglichstem Danke und zärtlicher Hochachtung erinnern.

Mein werthester und hochzuverehrender
Freund
Dero ganz gehorsamster Diener
J. G. Zimmermann.

Ich bin der guten Erinnerung meines schätzbarsten Freundes gefolget, besonders, da er mir schon zum voraus mündlich das Schicksal erzählte, welches sein Nationalstolz bey der ersten Ausgabe erfahren hat. Mein Ton ist also in der Fortsetzung der Geschichte weit sanfter als im Anfange derselben; den Fordyce habe ich nicht gelesen; denn ich will die Kunst hier nachzuahmen andern überlaßen.

Der große Gegenstand, welcher heut zu Tage die Gemüther der Menschen in eine beständige Bewegung setzt, ist ein allgemeiner Reformationsgeist, der fast alle Stände angreiffet. Von diesem Strom

bin

bin auch ich zum Theile hingerißen worden; und dieses ist die zweyte Ursache meiner Geschichte.

In dem geistlichen Stande (mit Erlaubniß, daß ich denselben wenigstens noch heute zum voraus setze) sind die Geistlichen selbsten, sowohl als die Weltlichen immerdar beschäftiget, wie sie diesen heiligen Stand noch heiliger und gelehrter machen können. Ein Mann, den man vor Zeiten wegen seiner Gelehrsamkeit in der alten Theologie beynahe mit dem Titel eines Kirchenlehrers beehret hätte, würde in der heutigen Theologie eine so schlechte Figur machen, als wie ein Frauenzimmer, das auf eine hundertjährige Mode stolz wäre. Doctor Subtilis, Seraphicus, irrefragabilis, facundus, illuminatus, und dergleichen mehr, haben bey den heutigen theologischen Klüglingen kein größeres Ansehen, als etwann eine alte Flickerin bey dem heutigen Frauenzimmer. Es ist eine mathematische Lehrart, welche anfangen will die Theologie in richtigen Schlüßen aufzuheitern. Wenn wir aber mit diesen Neuigkeiten nur auch geometrisch darthun könnten, daß wir beßere Christen als die alten wären. Allein es scheint, wir haben eine beßere Theologie, und schlimmere Sitten als die Alten. Wenigstens liegen vielmehr Körper der heutigen Christen, als

der Alten an einer gewißen Krankheit darnieder, ohne von den Krankheiten der Seelen etwas zu melden. —

Man redet heutiges Tags viel von den Ordensleuten (*), und betrachtet sie als Menschen, die dem Staate nicht viel dienen, sondern einen großen Theil des Brodes im Müßiggange verzehren. Nichts ist löblicher als eine Reformation der Stände. Ein Mann, der im Golde, und Silber pranget, seinem Vaterlande in nichts dienet, und im Müßiggange dasjenige verschwendet, was die Sparsamkeit seiner tugendhaften Voráltern erworben hat, den heiße ich einen galanten Mönch. Ein Weibsbild, das sich der Haushaltungskunst gänzlich entziehet, nichts arbeitet, und ihre Freude nur beym Putztischchen, und Spielen hat, eine galante Klosterfrau. — —

In einigen Staaten finden sich sehr viele einträgliche Aemter, und Bedienungen, die oft wenige Menschen alle auf einmal versehen könnten, wenn sie nur eine kleine Zeit des Tages arbeiteten. Die Beamten, so dem Staate bey nahe in nichts anders

(*) Wenn man den Religiosenstand nach seiner ersten und innern Verfaßung betrachtet, so wird man finden, daß er dem wahren philosophischen Stande am nächsten kömmt, ja denselben übertrifft. Das ist nicht mein Einfall, sondern des heiligen Chrisostomus.

dienen, als daß sie die Einkünfte desselben verzehren, sind Staatsmönche.

Es hat sich in dem militarischen Stande auch so gar außerhalb Europa bey den entlegensten Völkern eine ernsthafte Reformation eingedrungen, doch alles zum Besten deßelben. Denn es ist heutiges Tags dieser Stand so weit gekommen, daß er allen andern Ständen unstreitig vorgezogen wird; und wie man zum voraus sieht; so werden noch viele Projecten entworfen werden, wodurch man diesem Stande mehrere Vortheile einräumen wird. Wie weit wird sich derselbe nicht erheben, wenn die Kunst mit Luft zu schießen eine Vollkommenheit erreichen wird? ja es hat sich wirklich dieser Stand so ausgedehnt, daß in vielen Ländern, die dem Gleichgewichte der Staaten nicht den wenigsten Ausschlag zu geben im Stande sind, eine große Menge der Soldaten unterhalten werden. Alle diese Soldaten aber, die nur den Unterthan beschweren, sind militarische Mönche.

Wie viel große und kleine Häuser trifft man nicht an, die sich mit so vielen Dienstbotten beschweren, daß sie der Haushaltung nicht nur nichts nutzen, sondern derselben höchst schädlich sind? Alle diese sind Hausmönche.

In vielen Städten, besonders in den großen, sieht man Handwerker, und Künstler, ja ganze Fabriquen,

die nichts anders arbeiten, als dasjenige, so einen lächerlichen und schädlichen Pracht ernährt. Alle diese Arbeiter sind Handwerksmönche. Geht man in gewiße große Stifte, so findt man zwar keine gemeine Mönche, wohl aber zuweilen Guardianen. Wenn ein Mensch dem Vaterlande nichts dienet, und nur so lebet, daß er einen andern zwingt für ihn zu arbeiten, ohne daß er für einen andern auch arbeitet. Da ist der erste ein schädliches, und der andere ein erbarmenswürdiges Mitglied, wenn schon der erste nicht mönchisch gekleidet ist. Einer meiner Freunde sagte mir, das sey gar zu pedantisch philosophieret.

In unsern aufgeklärten Zeiten kläret sich eben auch, wie man sagt, bey den Wilden die Staatskunst auf, und übet sich so, daß sie zur allgemeinen Wohlfahrt der Menschen alle Mittel ausfündig macht. Nur das einzige behält sie sich vor, welches sie schon von Adams Zeiten bis auf den heutigen Tag beseßen hat, nämlich, daß der stärkste immer Meister sey.

Von Norwegen, bis in das Weltmeer, von Portugal bis weit in das rußische Reich zählet man eine große Menge der öconomischen Gesellschaften, die in Sorgen stehen, und sich befleißen auf was Weise und Wege wie die Menschen nützlicher und bequemlicher

ernährt, und unterhalten werden können; und doch ist gewiß, daß in unsern Zeiten an verschiedenen Orten ohne Schuld der Fruchtbarkeit der Erde viele Menschen aus Abgang der Nahrungsmittel schmachtend dahin gesunken sind. Ihr Herren öconomischen Mitglieder höret doch aus Barmherzigkeit auf zu studieren!

In unsern aufgeheiterten Zeiten findet man einen ganzen Schwarm der Reformatores der Wißenschaften: es ist also ein Zeichen unser Jahrhundert sey noch nicht recht aufgeheitert. Abhandlungen, Schriften, und ganze Bücher findet man in allen Buchhandlungen von dieser wichtigen Materie. Viele aber dieser Herren Reformatores haben zu ihrem Berufe kein beßeres Recht, als jener Schneider hatte, der in dem westphälischen Kreise die Glaubensreformation predigte (*). Mit einem Worte es ist eine fast allgemeine Gährung, die viele Stände in eine andere und beßere Form zu bringen trachtet: Da nun dieser Geist so herrschend ist, daß er auf eine gewiße Art

(* In dem Jahre 1534 hat Johannes von Leyden seiner Profeßion ein Schneider die Glaubensreformation gepredigt. Unsere heutigen Freygeister, die in frechen Ausdrücken von der Gottesgelehrtheit spöttisch reden, würden eben so wohl thun, wenn sie schwiegen von einer Wißenschaft, die sie nicht verstehen, als gut Johannes gethan hätte, wenn er nur bey seinem Schneiderhandwerk geblieben wäre.

sich allenthalben ausbreitet, so scheint meine zweyte Ursache gerechtfertiget zu seyn.

Wenn man sagen sollte: ich habe verschiedene Charaktere, Bilder, und Begebenheiten in die Geschichte eingerückt, die das Frauenzimmer nicht angehen, so kann ich mich sehr leicht mit fast allen Geschichtschreibern entschuldigen, die insgemein (wenn sie z. B. das Leben eines Königes oder Fürsten beschreiben) Staatsmänner, gelehrte Leute, Künstler, Handwerker, und dergleichen schildern, ohne daß einige von diesen den Fürsten entweder kaum gesehen, oder gekannt haben.

Eben so ist die Antwort leicht; wenn eine Ahndung sollte gemacht werden wegen den erdichteten Reden, die man in den Mund verschiedner Menschen legte. Denn wurden, nicht von zweenen berühmten Geschichtschreibern Livius, Curtius und andern redende Könige, Feldherren und dergleichen angeführet? wo doch gewiß die Geschichtschreiber in eine Verlegenheit würden gesetzt worden seyn, wenn man sie um die Urkunden belanget hätte. Man lese nur die vier Reden, welche Polybius und Livius in den Mund des Hannibals, und Scipio legten; da sich diese zween Feldherren mündlich unterredeten, so wird man sehen, daß die Feder dieser zween großen Geschichtschreiber mehr Antheil an den Reden hatte, als

der Mund der zween Helden. Meine Reden sind aufrichtiger; denn sie bekennen es selbsten, daß sie nur erdichtet sind.

Als ich die kurze Nachricht von der Lehrart in Silena zur Bildung eines Patrioten herausgab, stellte ich mir eine Republik vor, die nirgends ist. Ich dachte durch eine erdichtete Republik meine Gedanken faßlicher zu machen; und hier begieng ich die Kühnheit dem Plato nachzuahmen, der schon vor mehr als zwey tausend Jahren eine Republik schrieb, die unerachtet aller philosophischen Weisheit niemals zu Stande kommen wird. Ich gedenke durch ein erdichtetes Frauenzimmer meine Charaktere, Bilder und dergleichen in ein helleres Licht zu stellen. Aus welchem hiemit am Tage liegt, daß ich keine Persönlichkeiten einzurücken verlangte; weil ich nur ein erdichtetes Frauenzimmer schildere.

Die süßen Herren könnten mir vorrücken, es sey in unsern höflichen Zeiten gar nicht die Mode, daß man von Fehlern des Frauenzimmers etwas schreibe. Kurz! ich laße mich keineswegs in einen Zweykampf mit den süßen Herren ein. Um doch diesen Vorwurf zu beantworten, muß ich einen herzlichen Wunsch, der sich in mir schon öfters geäußert, anzeigen. Er besteht in dem, daß man mit den bittersten Satyren wider die süßen Herrn aus allen Kräften wüthen

sollte, denn, wenn einst diese Männchen gezüchtiget wären, so könnte man hoffen, daß viele Fehler der Weibsbilder verbeßert würden. Zu Zeiten des Boileau waren gewiß auch schon süße Herren; ungeachtet dessen schrieb er eine Satyre wider das Frauenzimmer; ihm ist schon lang Juvenal (1) vorgegangen, auch schon damals waren süße Herren. Eben so ungereimt würde der Vorwurf seyn, wenn man behaupten wollte, es sey meinem Stande nicht angemeßen eine Censur oder Kritik über das Frauenzimmer zu verfaßen. Fenelon ist mir einzig genug diesen kahlen Einwurf zu zernichten. Dieser große Mann hat in seinem Werk (2) von der Erziehung der Töchter viele Fehler derselben angemerkt. Ich verachte also diesen Vorwurf eben so stark, als den Vorwurf der süßen Herren. Wenigstens wird ein Heuchler und ein süßer Herr von einem Philosophen mit gleich verachtenden Augen angesehen; denn beyde brüsten sich und erscheinen unter einem Geklingel falscher Schönheiten; und es ist noch ein unaufgelöstes Problem, welcher unter ihnen im verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet mächtiger sey das menschliche Herz zu verderben.

(1) Jouvenal a fait une Satyre contre les femmes, qui est son plus bel ouvrage. In den Noten der zehenden Satyre des Boileau.

(2) Education des filles par Monseigneur l'Archevêque de Cambray.

Wenn mein Werkchen, in welchem so nachdrücklich die Arbeit und Haushaltungskunst dem Frauenzimmer anbefohlen wird, in jenen Zeiten wäre geschrieben worden, in welchen auch so gar Fürstinnen die Küche besorgten, so würde es als etwas unnützes angesehen worden seyn. Allein Tempora mutantur: das ist, unter uns im Vertrauen gesagt auf gut deutsch: Viele Frauenzimmer arbeiten heute nicht mehr wie vor Zeiten. —

Ein Anonime, der sein Werkchen auf dem Parnaße bey Anonime Fertile dem gewöhnlichen Buchdrucker des Apollo in dem Jahre 1755. hat drucken laßen, zweifelt sehr, ob die Deutschen auch Witz haben. Sogar Rabener ist nicht sicher vor der Kritik dieses witzigen Verfaßers. In dem Eingange seines Werkes (2) meldet er, einige haben ihm angerathen, er solle daßelbe als eine Uebersetzung aus dem Englischen herausgeben; andre aber seyn der Meynung gewesen sein Werk als eine Uebersetzung aus dem Deutschen bekannt zu machen. Ich will seine Worte selbst hier anführen: d'autres ont voulu me porter à dire, qu'il étoit traduit de l'Allemand; la chose eût été fort de mon goût: les allemands ont du bon sens, mais il me semble, qu'on leur dispute l'esprit, & c'est à quoi

(2) Agenda des Auteurs, ou Calpin litteraire.

je vise. Il est vrai que les Satyres d'un certain Rabener, auteur allemand, ont fait quelque bruit; on a aussi donné un Recueil de poësies allemandes, où l'on prétend qu'il y a de jolies choses, mais cela mérite confirmation --- Si l'on ne m'entend pas, je dirai à la premiere édition que je suis allemand; si l'on me chagrine, je dirai que je suis anglois. p. 12. im avant propos. Wenn die gelehrte Welt noch das Glück hätte den Rabener zu besitzen, so würde es gut seyn, wenn man ihn ersuchte dem Herrn Anonime seinen Zweifel aufzulösen; da aber Rabener nur noch in seinem unsterblichen Werke lebt, so muß man ganz gehorsamst einen Herrn Franzosen ersuchen, er möchte sich belieben lassen dem Herrn Anonime zu antworten. Dieser ist der Abbé Girard, der in seinem vortreflichen Werke Synonymes francois, unter den Wörtern Esprit, Raison, Bon sens, Jugement folgendes sagt: l'esprit est fin & délicat; mais il n'est pas absolument incompatible avec un peu de folie ou d'étourderie.

In diesem Sinne, da der Anonime den Esprit der deutschen in Zweifel zieht, werden sie ihm den Esprit wenigstens nach dem zweyten Theile der Erklärung nicht streitig machen. Und Rabener würde auch hier eingewilliget haben: ja man sagt, er habe

aus den Elisäischen Feldern an einen seiner Freunde geschrieben; ihm sey wenigstens kein Ort in Europa nach allen Geographischen Untersuchungen bekannt, der sich den Nahmen Parnasse zugeeignet habe; eben so unbewust sey ihm Herr Fertile der gewöhnliche Buchdrucker des Apollo, nichts desto weniger gehe seine Bitte dahin, daß man sich alle Mühe gebe um den Verfasser, der sich unter dem Worte Anonime verhüllte, ausfündig zu machen, und sobald man ihn gefunden habe, solle man ihn in omni forma juris anklagen, und zeigen, daß er ein Ignorant in der deutschen Litteratur ist; und absonderlich solle der Herr Anonime als ein Satyren-Schreiber nicht eine Satyre schreiben, die auf ihn selbst zurück fällt.

Dem Rathe, den Horaz (1) giebt, daß man seine Schrift lange bey sich behalte, ehe man selbe bekannt mache, folgete ich sehr fleißig, ja ich war nach langer Zeit entschlossen mein Werkchen dem Schicksale jener Schriften zu überlassen, welche verdienen unter dem Staube in der Vergessenheit zu

(1) Tu nihil invita dices, faciesve Minerva
- - - - - - - - - si quid tamen olim scripseris,
nonum prematur in annum
Membranis intra positis; delere licebit
Quæ non edideris: nescit vox missa reverti.
Q: Horatii flacci de arte poetica.

vermodern. Allein als ich das hier beyliegende Stück aus Regenspurg (1) las, so censirte und kritisirte ich mich selbsten; ich fand, daß ich nicht genug Einsichten in das Gute der Kritik hatte. Dieser Vorwurf munterte mich auf, und ich entschloß mich mein Werkchen bekannt zu machen.

Aus allen kritischen, und satyrischen Schriften sollen die Paßquille mit allem Ernste verbannet seyn; denn da ein Paßquill eine Schmäheschrift ist, welche öfters auf einzelne Menschen losgeht, und denselben Laster andichtet, so sind derley Schriften desto mehr zu verabscheuen, da sie unsrer Religion, und den natürlichen Rechten des Menschen zuwider laufen.

---

(1) Drey und zwanzig Stück der historischen Nachrichten der neueren europäischen Begebenheiten auf das Jahr 1781. im Monat Hornung aus Deutschland.

Eine überaus intreßante Nachricht ist für die Kayserl. Königlichen Lande, und selbst für die ganze Menschheit die Erweiterung der Censur, die unsers allergnädigsten Kaysers Majestät anzubefehlen geruhet haben = = = Die Instruction welche der neuen Bücher=Censur von Sr. Kayserl. Majestät vorgeschrieben ist, enthält zwölf Punkten, worunter der dritte der merkwürdigste ist. Er ist ohngefähr folgenden Inhaltes: Alle Kritiken, die keine Persönlichkeiten enthalten, oder wirkliche Paßquille sind, in Betreff irgend eines Gegenstandes, die Religion allein ausgenommen, vom Souverain an, bis auf den geringsten Bürger, sollen in Zukunft zum Drucke erlaubet werden. Der Verfasser mag seinen Namen beysetzen, oder nicht; jedoch um desto mehr, wenn er denselben beyzusetzen für gut befindet. Sind diese Kritiken schlecht, sagen Se. Majestät, so werden sie von selbst fallen, sind sie gut, so werden wir alle daraus lernen.

Die Kritik ist, überhaupt genommen, eine genaue Untersuchung des Guten und Fehlerhaften, und eine richtige Bestimmung beyder. Eine Bücher-Kritik, wenn ich mich nicht irre, besteht in einer Wissenschaft die Schönheiten des Inhalts und der Schreibart eines Buches anzurühmen, und die Fehler desselben beyderseits anzumerken. Die Kritik, welche die menschlichen Handlungen untersuchet, ist befügt den Tugenden der Menschen in Ansehung ihres Thuns und Lassens das gebührende Lob zu sprechen, und die Fehler derselben überhaupt anzuzeigen. Die Satyren, welche in ihren gebührenden Schranken bleiben, haben auch diese beyde Absichten, mit dem kleinen Unterschied, daß sie die Tugend auch, wie die Kritik, angenehm, den Fehler aber häßlich und insgemein lächerlich machen. Obschon also die Kritik und Satyre nicht gänzlich im Aeusserlichen einander gleich sind, so stimmen sie doch im wesentlichen überein. Sie sind zween Kriegsmänner vom gleichen Heere unter ungleichen Regiments-Kleidern. Ich habe meinen satyrischen Zügen eben diese Gesetze vorgeschrieben, die auf keine Weise sollen verletzet werden, das ist, es solle sich im ganzen Werkchen gar keine Persönlichkeit befinden. Ich weiß wohl, daß besonders die alten Satyren-Schreiber eine ausschweiffende Freyheit sich

anmaßten. Man lese nur den Discours des Boileau über die Satyren, so wird man sehen, wie anzüglich die alten Satyren-Schreiber einzelne Menschen, ja so gar Fürsten verunglimpften. Ich wiederhole es: die Heiligkeit der Religion als der verehrungswürdigste Gegenstand des menschlichen Herzens solle von einem Satyren-Schreiber unberührt gelassen werden, denn da ihm nur erlaubet ist, das Laster lächerlich zu machen, so würde eine satyrische Feder das abscheulichste Werkzeug seyn, wenn nur ein Wörtchen wider das Ehrwürdige der Religion aus ihr stösse. Es werden einige Züge wider die Starken oder Freygeister in meinem Werkchen erscheinen. Ja es wäre auch hier zu wünschen, daß die feinsten Satyren-Schreiber zusammen stünden, und ihre Feder in der bittersten Galle eintauchten, um wider diese Halbnarren oder Freygeister zu schreiben; denn es ist unbeschreiblich, was diese Religions-Strolchen (1) den guten Sitten schaden.

Eben so wenig solle ein Satyren Schreiber sich unterstehen wieder eine Oberkeit zu schreiben; denn mit der Religion und der Oberkeit solle man in keinem Falle scherzen.

(1) Landläufer, Landstreicher. Ein Strolch heisset bey uns der von einem Lande ins andre schwärmt, in keinem ein Heimath hat, und sich keinem Gesetze unterwirft.

Wenn also ein Kritiker, oder Satyriker den Allerhöchsten in tiefester Demuth anbethet, seine Oberkeit in Ehrfurcht verehret, und einen tugendhaften Menschen Schätzet, so sind alle übrige menschliche Handlungen ein Gegenstand seiner Feder. Denn warum solle ich einen reichen Geizhals hochachten der Niemand was giebt? und von dem ich nichts verlange? Wie soll ein schwülstiger Edelknecht zu schätzen seyn der mit Pralereyen will zu glauben machen? Die übrigen Menschen stammen nicht in gerader Linie, wie er von Adam her, und der stolz ist auf die Verdienste seiner Ahnen aus Bedürffniße, weil er selbst keine Verdienste besitzet. Mit was für einem Fuge hat ein so genannter Gelehrter zu verlangen, daß man ihn verehre, da sein Kopf mit unzählichen Eruditionen und fliegender Kentnisse verschiedener Wissenschaften, die Vernunft allein ausgenohmen, aufgeblasen ist.

Da nun mein Werkchen gesetzmäßig zu handeln trachtet, so hofe ich die Kunstrichter werden demselben nachsehen. Sollte jemand meine Kritik anfallen, dem werde ich muthig zurufen: Cæsarem appello.

Ein Fürst, der auf dem Thron die Kritik huldreich schützet,
Der Tugend Urbild ist, das auf die Laster blitzet.

Stäts diesen steht die Höll', der Himmel jener offen.
Was soll hiemit die Welt von solchem Fürsten hoffen?
Aus Markus (1) und Trajan (2) aus Titus (3) und August (4)
Da blühet Joseph schon der Menschen ächte Lust.

Endlich wenn sich in den Schildereyen einige Züge befinden, welche allzu satyrisch wider die Weibsbilder abgefasset zu seyn scheinen, so hoffe ich man werde meine Absichten billigen, die allein das Laster zu beschimpfen gedenken. Ich weiß, daß wer durch die Welt zu kommen verlanget, keinen Krieg mit den Weibsbildern anfangen müße; denn obschon die Weibsbilder nur die Helfte des menschlichen Geschlechtes ausmachen, so haben sie doch allzeit die süßen Herrn auf ihrer Seite. Wer aber das mehr für sich nicht hat, der ist verfällt, und hat also den Proces verlohren. Allein non homines sed vitia carpimus, ich rede nur wider die Laster, und keines Wegs wider die Weibsbilder, ja ich lobe,

(1) Marcus Aurelius, Antoninus Philosophus pflegte öfters zu sagen: felix est respublica, ubi aut Philosophi imperant, aut imperantes philosophantur.
(2) M. Ulpius Trajanus war so tugendhaft, daß man ihn auf des Raths Befehle optimum principem nannte.
(3) Titus Flavius Vespasianus besaß so viele Tugenden, daß er Amor & deliciæ generis humani genannt wurde.
(4) Wer nur wenig in den Geschichten erfahren ist, dem ist nicht unbekannt, daß Augustus als Pater Patriæ geliebet, und tituliret wurde, welches der beste Titel eines Fürsten ist.

und verehre das tugendhafte Frauenzimmer, wie das Bild der Philontis zeigen wird.

## Kurze Geschichte der Philontis mit moralischen und satyrischen Anmerkungen.

Das Stammregister schien verschiedenen Verfaßern der Geschichtkunde ein so wichtiger Gegenstand, daß sie deßentwegen mit allem Ernste das Alterthum gleichsam durchwühlten; je abgenutzter die Schriften waren, um desto eifriger spürten sie die Jahrhunderte aus, in welchen sie einige Ahnen zu erhaschen verlangten, die ihre Verdienste auf die Geburt desjenigen, den sie zu schildern unterfiengen, zurücklegen sollten: auch mußten die schon fast vermoderten Denkmäler, so die Thaten der entferntesten Ahnherrn von der Vergessenheit nur noch zum Theile entrissen haben, neue Grabstichel des Nachkömmlings werden.

Das vorzüglichste, so ich in dem Ahnenregister der Philontis finde, ist, daß sie von einem freyen

Bürger abstammet, der sich durch eine tugendhafte Lebensart adelte, und seinen Kindern in den alten Portraiten hauptsächlich nur die tugendhaften, gelehrten und weisen Züge zur Bewunderung und Nachahmung anpreiset. Diesen Vorzug wird niemand mit den klugen Absichten, die dem adelichen Stande den Ursprung gaben, in einen Widerspruch setzen. Vielmehr wird man ein adeliches Geschlecht aller Hochachtung würdig schätzen, wenn man nur einsieht, daß die Absichten des Adels sich allein in demjenigen gründen, was ich als das vorzüglichste in dem Ahnenregister der Philontis angepriesen habe. Ein Vater giebt öfters seiner Tugend den höchsten Schwung, in der Hoffnung, seine Nachkömmlinge, die durch ihn in den Adelstand sind erhöhet worden, werden so wohl den politischen als Kriegsstand mit Verdiensten bereichern.

Es scheint also ein Staatsfehler zu seyn, daß in gewißen Republiken der Adel nicht auch als was vorzügliches eingeführet ist. Allein diesem Uebel hat zum Theile abgeholfen ein gewißes Lexicon, so von der Genealogie handelt: denn es schlug mehr zu Rittern, als in dem 14ten Jahrhunderte die Kaiserin Elisabeth, und ihre Tochter Agnes Königin von Ungarn in Helvetien Edelleute ausgetilget haben.

In einem freyen Staate sind im übrigen jene

Bücher, die von der Heraldik handeln, nicht diejenigen, so man am liebsten kauft. Philon, der Vater der Philontis, sagte einstens zu seinem ältesten Sohne: Cornelio! du bist ein Bürger einer freyen Republik; das ist nach meiner Denkungsart ein grosser Adel, welchem derjenige nicht vorzuziehen ist, den die Mächtigen dieser Erde zu ertheilen pflegen. Denn obschon gewisse Ordensbänder die Brust zieren, so glänzet doch die Freyheit nicht auf derselben (*).

Auch wißen die Republikaner überhaupt nicht am besten von dem Adel zu urtheilen.

Allem Ansehen nach hat Schioppius (**) denselben sehr nahe bestimmt, da er sagt: „Der Adel ist



(*) Das ist eine republikanische Prallerey. Zu dem giebt es auch einen Orden vom Hosenbande, welches man an dem linken Knie trägt; der Gedanke ist also so unrichtig, als übertrieben. Die Engelländer sind gewiß so freye Leüte, als man immer in einer Republick finden kan, und doch zieren sie sich mit Ordensbändern.

(**) Nobilitas alia est barbarica, quando homines non aliter quam equi, & canes, aliæque bestiæ ex genere, & sanguine æstimantur; alia Philosophica quando sua quisque virtute spectatur; alia mixta, quando quis tam sanguine quam sua virtute censetur. Herr von Loen hat im dritten Theile seiner gesammelten kleinen Schriften am 311 Blatte folgende Anmerkungen: „Ein Verjährter decretorum Doctor felix Malleolus vulgo Hämmerlein, dessen Gedächtniß so sehr als sein Buch veraltet ist, welches er de nobilitate & rusticitate mit grossem Fleisse geschrieben hat, führet aus einem noch altfränkischen Scribenten

entweder barbarisch, wenn nemlich die Menschen wie Pferde, Hünde, und andere Thiere nach der Gattung und dem Geblüte geschätzet werden. Oder philosophisch; wo einer nur nach seinen Tugenden geachtet wird; oder endlich vermischt, da einer so wohl wegen seinem Herkommen, als wegen seinen Tugenden geehret wird." Ich will es auch bey diesem bewenden lassen, und mich zu Philontis wenden, derer eigene Thaten nur in der Tugend den höchsten Adel suchen.

Von der Jugend der Philontis weiß ich nichts anders zu melden, als daß sie in allem ihren Aeltern gehorsam war; Und weil der Geist des Frauenzimmers sich insgemein um das achtzehende Jahr in seiner größten Stärke zu entwickeln pflegt, so will ich die Philontis so, wie sie sich in diesem Alter befand, entwerfen.

---

quidam Joannes Anglicus: unter andern merkwürdigen Beschreibungen des Adels auch diese mit an: Nobilitas est triplex, videlicet commendabilis, tolerabilis, & vituperabilis. Prima est ecclesiæ, secunda Seculi, tertia inferni. Prima est beate viventium, secunda est large donantium, tertia est abutentium. Prima pervenit ex animi sanctitate, secunda ex natura, & tertia degenerat ex diaboli pravitate. Diesen lezten Adel, sagt er, hatte der Adam gehabt, darüber er sich und seine Nachkömmlinge ins Verderben gestürzt: Capitulum sept. folio XXVII. Es ist dieses für die damalige Zeit eine sehr lebhafte und feine Satyre, und gehört dieses alte Werk ad prima incunabula typographiæ, welches seit dem die Ehre einer neuen Auflage noch nicht genossen. Felix Hemmerlin von Zürich war 1456. Probst in Solothurn.

Die Lebhaftigkeit dieses Alters, welche öfters die Menschen auf Irrwege leitet, war in Philontis nur ein Antrieb zum Guten. Schon damals hatte sie jene Tugenden, so ihrem Stande angemessen sind von ihrer Mutter im vollkommenen Grade ererbet. Wer die Lebensart der Mutter kennt, der kann die Tochter schildern. Hier sieht man was für glückliche Früchten in jener Kinderzucht hervorblühen, wo die Aeltern die Schätze und Reichthümer der Tugend ihren Kindern als den besten Erbtheil zu hinterlassen trachten. Die Natur hat zwar nicht alle Gaben der Schönheit in einem verschwenderischen Maaße der Philontis mitgetheilet; doch strahlen ihre Augen so, daß man sieht, der schönste Geist habe ihren Körper beseelet. Nicht der Anstrich einer rothen Farbe stellet auf ihren Wangen eine falsche Schönheit vor: es ist die Unschuld, welche ihren Purpur auf denselben behutsam ausbreitet. Die Schönheit ihrer Lippen blühet vorzüglich mit der eingezogneſten Annehmlichkeit; niemals aber entwickeln sich dieselben edler, als wenn dasjenige durch sie gesprochen wird was ihr tugendhaftes Herz denket. Auf der Stirne herrschet ein ernsthaftes Wesen, welches von der Annehmlichkeit unterstützet in allen Herzen eine Ehrerbietigkeit erwecket. Alle Gesichtszüge befinden sich in

solchem Verhältniße, daß man sieht, die Tugend und Weißheit sey in der engsten Harmonie vergesellschaftet. Wenn man die Philontis nur von Ferne höret ohne sie zu sehen, so hat ihre Stimme einen solchen Ton, daß man schon eine Bescheidenheit in derselben wahrnimmt. Giebt man aber acht auf ihre Ausdrücke, so erfährt man auch da, daß die herrschende Beredsamkeit diejenige sey, welche von einem tugendhaften Munde gesprochen wird. Der Gang der Philontis ist was langsames, und man findet keinen einzigen Schritt in demselben, so nur die wenigste Ausschweiffung anzeiget. Sie streckt nicht mit Erhebung der Brust den Nacken in die Höhe um in einer stolzen Einbildung den Beyfall eines wohlgestalteten Körpers zu erzwingen. Sie hält keine Weibsbilder für verächtlicher, als diejenige, so wegen ihren Leibsgaben aus andern Menschen eine Zuneigung erpressen wollen. Sie sagte einstens: „was sind die vorzüglichen Zierden des Leibes? ein schwaches Fieber kann sie augenblicklich stürzen; sie sind also so wenig zu schätzen, so geschwinde sie verwelken können. Die Gaben des Geistes, so von der Tugend ausgeübet werden, sind das einzige, warum ein Mensch zu verehren ist; diese sind ein wesentlicher Grund, der auch einen übelgestalteten Körper zieret. Ich wollte gerne ein schlechtgestaltetes Weibs-

bild seyn, wenn ich dadurch die tugendhafteste Lebensart erhalten könnte."

Nicht alle Weibsbilder denken wie Philontis. Der Fehler wär nicht so groß, wenn man etlichen Müßiggängerin! als Uebelgestaltete! sagte; denn das erstere könnte man aufs wenigste bey dem Richter ausmachen.

Aus dem andern aber würde ein so langer Proceß erwachsen, wegen welchen man auch noch neue Rechte ad melius informandum judicem aufkaufen würde, wenn die eingebildete Schönheit sich schon in Runzeln zurückgefaltet hätte.

Ich will den Grund der Philontis Denkungsart entdecken. Sie hat während der Auferziehung niemals gehöret (1): es funkle ein annehmliches Feuer aus ihren Augen; und die Stralen derselben seyn eine Wirkung süßer Blicke. Sie hat niemals gehört die Lebhaftig-



(1) Die süßen Herren sollen mir hier Dank wissen, daß ich so bescheiden mit ihnen umgehe; denn man könnte ihnen die härtesten Vorwürfe machen, wenn man nur ihre Niederträchtigkeit ins helle Licht stellte. Der römische Redner hat die Ruchlosigkeit des Catalina am deutlichsten geschildert, als er ihm seine eigene Reden und Thaten gleichsam ins Gesicht warf; und zu zeigen, welch ein Uebelthäter er sey, nannte er ihn pestis patriæ; allein das wäre für die süßen Herren ein allzugelinder Ausdruck; denn sie sind pestis totius generis feminini.

keit ihrer Augen rede mehr als ein beredsamer Mund, ein zartes Lächeln begeistere also ihre Lippen, und Wangen, daß auch ein gallsichtiger Philosoph sein hypochondrisches Gesicht in bewunderndem Vergnügen aufzuheitern gezwungen werde: die Natur habe überhaupt die Verhältniße ihres Körpers so eingetheilet, als wenn man dadurch die dorisch- und corinthischen Ordnungen in der Baukunst erfunden hätte; ja so gar, wenn man auch heutiges Tags, wie in den alten Zeiten, die Menschen vergöttere, so wäre ihre Lebensart dasjenige, dem man häufiges Rauchwerk streuen würde.

Alle diese Kleinmeisterische und dergleichen Redensarten wurde aus der Auferziehung sorgfältig verbannet. Die Aeltern gestatteten also nicht, daß jemand etwas dergleichen zu Philontis sagte. Ihre einzige Sorge gieng dahin, wie der Leib ihres Kindes durch eine dauerhafte Gesundheit gestärket, und zur standmäßigen Arbeit tüchtig werde. Ungeachtet der Sorgen der Aeltern redete ein junger Herr zu Philontis mit allem Ernste in schmeichelnden Ausdrücken von der Weisse des Helfenbeines und von morgenröthlichten Farben, so die Natur in ihrem Angesichte so lieblich zu vermischen wisse; von reizendem Verhältnisse des ganzen Gebäudes ihres zierlichen Körpers.

Philontis warf einen einzigen ernsthaften Blick auf diesen süßen Herrn; und im Augenblicke wurde sein stolzer Körper ganz eingeschmückt. Er sagte mit halb gebrochener Stimme: „Dero Bescheidenheit ist so groß, daß sie nicht einmal von ihren Tugenden was hören wollen. „Wie! antwortete sie: „Sind dieses Tugenden? so kann dann ein Maler durch den Pensel, und ein Bildhauer durch den Grabstichel Tugenden schnitzeln und entwerfen; Sagen sie solches nicht einer Tochter, die ihren Aeltern eine gute Kinderzucht zu verdanken hat. Die Tugend hat ihren Sitz in dem Herzen, und nicht in den Gliedmaßen". Der süße Herr steckte seinen Kopf, so viel er konnte, zwischen seine Achseln, und gieng ganz gebuckelt davon.

Ich muß hier über den Anstrich, wodurch sich einige Weibsbilder zu zieren gedenken, einige Gedanken machen; und dem Frauenzimmer ein wenig das Wort reden. Es giebt sehr viele Menschen, welche das Frauenzimmer eines großen Verbrechens beschuldigen, weil es das Angesicht mit rother und weißer Farbe ausschminket. Ich mag diesen Vorwurf betrachten wie ich will, so sehe ich die ganze Sache nur für eine Kleinigkeit an; ja ich finde in dem Anstreichen selbst die größte Demuth des Frauen-

zimmers; denn was ist eine größere Demuth in einem Weibsbilde, als wenn es in der That selbsten sagt, sein Angesicht sey so wüste, daß dasselbe um schön zu werden müsse angestrichen seyn. Zudem ist die rothe Farbe allezeit ein Merkmaal der Schamhaftigkeit gewesen, welche die nothwendigste Tugend der Weibsbilder ist. Es ersetzen ja also einige durch die Kunst, was ihnen scheint von Natur abzugehen. Was Virgil singt: Nimium ne crede colori, und Martialis dichtet: Cave a signatis, ist nicht zu achten; denn man weiß ja, daß niemals die Helfte von dem wahr ist, was die Dichter sagen. Eben so wenig ist beyzustimmen der Meynung zweener berühmter Männer (*) in der Schweitz, da sie wünschen, daß gewisse Pfuscherinen von der ehrsammen Handwerks-Zunfte der Maler mit einer zimlichen Buße sollten beleget werden, weil sie sich alle Morgen ein neues Angesicht, neue Wangen, Nasen, und Kinne malen. Ja dieses Urtheil scheint nicht auf der Billigkeit sich zu gründen; denn wer wird auf einem schlimmen Grunde schön malen können? Wenn endlich das Anstreichen den Weibsbildern als eine Eitelkeit kann vorgehalten werden, so finden sie noch weit größere den Mannsbildern vorzu-

(*) Der Maler der Sitten am dreyßigsten Blatte.

rücken. Mancher Dorfrichter pranget in einer Staatsperücke, und sitzet in einem majestätischen Wesen auf einem grossen Lehnsessel, den sein fetter Körper noch dazu beynahe versprengt; und dennoch ist es gewiß, daß er das Corpus juris so wenig liest, als ein Cardinal zu Rom den Alcoran. Ist diesem erlaubet mit falscher Schönheit den hindern Theil seines Kopfes zu zieren, warum nicht auch den Weibsbildern den vordern? Mann kennt noch andere Mannsbilder, welche sich Sacrosanctæ Theologiæ Doctores betiteln lassen; diese tragen einen goldenen mit köstlichen Diamanten ausgezierten Ring an der Hand; in einer Stunde werden diese so gelehrt, daß man ihnen facultatem Glossandi, interpetrandi, publice docendi &c. giebt. Diese Excellenzen wissen aber von der Theologie fast nichts anders, als daß man ihnen gesagt hat, sie seyen Doctores derselben. Von gleicher Weisheit findet man Licentiatos und Doctores utriusque juris. Midias ist ein Herr Licentiatus juris utriusque, der nach dreyfacher Citation zum vernünftigen Sprechen peremtorie nicht kan gezwungen werden: und wenn er also auch in diesem den Doctors-Gradum verlangen wird, so muß er gewiß schmieren um denselben zu erhalten.

Eunapius (*) soll gesagt haben, das Jus Romanum sey multorum Camelorum onus. Diese Excellenzen müßen den Spruch des Eunapius als eine vollständige Erklärung juris annehmen; Nun aber sage man mir, wer ist eitler, die Weibsbilder, welche einige Kreuzer ausgeben um ihr Angesicht zu zieren, oder aber die Excellenzen, welche viele hundert Gulden verschwenden, damit sie ihre Hand mit dem Doctor-Ringe zieren könnten.

Es wäre besser diese hätten auch ihr Geld, wie die Weibsbilder, an ihren Kopf verwendet; oder aber wenn es diesen erlaubet ist mit falschen Titeln zu prangen, so kann man keineswegs die Weibsbilder beschuldigen, wenn sie auch schon auf ihre falsche Schönheit des Angesichtes stolz sind. — Es ist im übrigen nicht rathsam sich hier zum Richter aufzuwerfen, denn da ein Urtheil zu fällen ist zwischen Menschen, die sich einbilden groß zu seyn, wenn sie bloß mit dem äusserlichen prangen, so ist mit derley Menschen so wenig auszurichten, als mit den süssen Herren, die den stärksten Theil ihrer Denkungsart im neuesten Geschmacke der Kleidermode zeigen.

(*) Bey des Heineccius Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum. pag. 1. Eunapius in vita Ædes. pag. 72.

Lassen wir also diesen Streit beyseits. Die Philontis hat ohnedem an allem diesem gar keinen Antheil. Ihre Schönheit ist natürlich, und die Stärke ihres Gemüthes über ein gezwungenes Wesen weit überhoben. Dieses sieht man so gar an ihrer Kleidung; edle Seelen verlieren auch in geringen Sachen niemals ihre Größe. Wer Philontis sieht, der wird alsogleich sagen, sie sey so gekleidet, wie es die Anständigkeit eines tugendhaften Weibsbildes erfodert. Sollten weise Staatsmänner eine kluge Ordnung anständiger Kleidung vorschreiben, so wird man gewiß der Philontis kein einziges Stück ihrer ganzen Kleidung verbiethen; ja ihr anständiger Aufzug könnte billiger massen zum Grunde des Gesetzes und zum Muster aller Kleider der Weibsbilder dienen. In aller ihrer Kleidung herrschet ein feiner Geschmack, in welcher absonderlich die Reinlichkeit den Vorzug hat; Reifröcke, lange mit seidenen Spitzen, Hermelinen und anderm Pelzwerke kostbar besetzte Mäntel hat sie nie getragen. Sie macht überhaupt dem ganzen schönen Geschlechte eine nachahmungswürdige Ehre; da sie sich mit nichts kleidet, so nur der wenigsten Schwachheit könnte beschuldiget werden. Wären doch alle wie Philontis gekleidet, so würde eine anständige Sparsamkeit den Schönen eine wesentliche Zierde beylegen, und

alle Mißbräuche hätten ein Ende; allein viele Welbs-bilder lieben dergestalt den prächtigen Aufzug, daß sie von solchem gleichsam bezaubert sind.

Es ist ein recht fürchterlicher Landsschaden, wenn diese ausschweiffende Zuneigung in einem Staate einmal eingerissen ist. Mancher häusliche Vater muß an nothwendigen Sachen Mangel leiden, nur damit er seinem eiteln Weibe, und stolzen Töchtern den überflüßigen Putz anschaffe. Will der Mann im Frieden leben, will er, daß nicht dunkle Gesichter immerdar eine Unzufriedenheit zeigen, so muß er Geld anschaffen, und sollte er es entlehnen. Er muß zulassen, daß der verschwenderische Hochmuth durch Schminken, durch Anstreichen, durch überflüßige Zierrathen sich ersättige. Ja es wäre zu wünschen, daß der gute Vater so glücklich wäre, und denselben einmal ersättigen könnte. Allein, wenn ein Haus von diesem verderblichen Geschmacke einstens angestecket ist, so ist der beste Hausvater schon bestürmt. Alle Augenblicke reisset ihm eine andre Mode das Geld aus den Händen. Kaum hat er die alte bezahlt, so dringet sich schon wieder eine neue ein. Ja kaum hat diese von kleinen Geistern den Beyfall gewonnen, so löset schon wieder in thörichter Abwechslung eine andere solche ab.

Diese so verderbliche Unbeständigkeit schleppet sich

das ganze Jahr hindurch, und setzet den halberschöpften Beutel des Vaters in eine beständige Bewegung. Alles Uebel des bedrängten Vaters endet sich noch lange nicht in diesem. Es sind noch andere Unheile, welche auf denselben losbrechen. Die kostbaren Kleider reissen auch die übrige Theile seiner Haushaltung gänzlich zu Boden. Mit Mousseline, mit Batiste, mit seidenen Handschuhen, mit dreyen Rangen von Engageantes kann man noch in die Küche, noch in den Keller gehn; man würde mehr verderben als gut machen.

Man läßt diese Geschäfte als Kleinigkeiten den Dienstbothen über; ja wenn auch die Besorgung derselben eine Wichtigkeit mit sich führen sollte, so haben diese Schönen nicht Zeit genug dieselbe über sich zu nehmen: denn sie müssen den ganzen Morgen in Anziehung ihrer Kleider zubringen, damit sie (wie sie sagen) in einem anständigen Butze vor ehrlichen Leuten erscheinen können. Der nachmitägige Theil des Tages erstreckt sich in eben so engen Raum, als daß ihnen Zeit gelassen wird ihrer Haushaltung obzuliegen; denn da müßen wieder die Kleider auf eine neue Probe der Anständigkeit geleget werden, weil sie sich auf den Abend in die Gesellschaft verfügen müßen. Dort wäre es sehr schimpflich für sie, wenn etwan ein Frauenzimmer,

so nach der neuesten Mode ausgeschmücket ist, sie einer Nachläßigkeit der Kleider halber beschuldigen könnte.

Die abendliche Gesellschaft wird man diesen Schönen hoffentlich nicht absprechen, oder entsagen können; denn es ist ja billig, daß Menschen, welche ihren Geist den ganzen Tag hindurch in Geschäften mit aller Aufmerksamkeit geübet haben, denselben auf den Abend in einer kurzweiligen Gesellschaft wieder aufmuntern, und ihm neue Kräfte beylegen. Absonderlich weil sie morgens wieder die nämliche Verrichtung mit gleicher Vorsicht auszuüben haben. Man findet heut zu Tage etliche Weibsbilder, welche die Stärke ihres Geistes in diesen verderblichen Geschäften anwenden, und noch dazu sich deßwegen einbilden verehrungswürdig zu seyn; da doch die gesunde Vernunft sie eben darum in den Augen aller rechtdenkenden verächtlich machet. Laid ... ertheilet in den ersten Minuten, nachdem sie erwachet, den ernstlichen Befehl, daß man Haar-Puder, Pomade, Spiegel und das ganze Putz-Tischlein recht wohl zubereiten solle. Ich habe geirret, Laid ... giebt nicht erst am Morgen Befehl. Auf den Abend muß schon alles in der vollkommensten Ordnung stehen. Sie hat selbsten

sten gesagt, sie sey einstens gezwungen worden eine sehr unruhige Nacht auszustehen, sie habe was fieberisches in ihrem Geblüte verspüret, weil sie mit Verdruß habe sehen müßen, daß ihr Putz-Tischchen aus Nachläßigkeit der Dienstbothen noch nicht in der Ordnung war, als sie sich zur Ruhe begab. Sie brach unter einem kleinen Seufzer in diese sorgfältige Worte aus: „so geht es, wenn man Dienstbothen hat, die sich so wenig auf die Hausgeschäfte verstehen".

Dergleichen Ausdrücke bedienen sich jene, die mit ihrem ausschweiffenden Geschmacke den anständigen Kleider-Pracht verzärteln, und mit dem Geräusche, und Schimmer ihrer falschen Schönheiten die wahren Zierden des tugendhaften Frauenzimmers verdunkeln. Wie weit wird es kommen, wenn diesem schädlichen Strome, der täglich mit grossem Wuthe in fast alle Staaten sich ausgeußt, kein fester Damm geleget wird? wären alle wie Philontis gekleidet, so hätten alle Mißbräuche ein Ende.

Philontis erfreuet sich, wenn andere sich eben so anständig zieren, als wie sie.

Einen Vorrang in Kleidern suchen, ist bey ihr so viel, als die Eitelkeit vorzüglich an Tage legen. Die Geburt und Reichthümer erlaubten zwar ihr

einen Vorzug in der Kleidung; allein sie will sich doch deßen nicht bedienen, weil er insgemein schlimme Folgen in dem gemeinen Wesen verursachet.

„Die Reichen, sagt sie, müßen sich so kleiden, damit sie weder die Mittelmäßigen noch die Armen ärgern. Gott giebt den Reichen den Ueberfluß, damit sie den Nothdürftigen unter die Arme greifen; und nicht, daß sie durch ihre Verschwendung den Pracht in einem Staate einführen. Was für verschiedene Kleidertrachten würden wir nicht haben, wenn ein jeder nach seinen Einkünften sich kleiden dörfte. Die Ordensleute, die Kriegsmänner unter einem Regiment sind alle gleich gekleidet: so gar die Rathsglieder scheinen in gleicher Kleidung.

Könnten wir, die wir alle Bürgersleute von dem nämlichen Wesen sind, nicht auch gleich gekleidet seyn (1) (2).“

---

(1) Warum hat Philontis nicht gesagt, die Weibsbilder sollten sich kleiden wie die Vestalische Jungfrauen, oder gar wie die Klosterfrauen. Es muß dieselbe gelesen haben, daß die alten Philosophen eine gewisse Gleichförmigkeit in der Kleidung beobachtet haben. Wenn man von der heutigen Lebensart der Menschen redet, so könnte sich Philontis Cynisch kleiden; doch hat sie mit der Cynischen Sect im übrigen gar nichts gemein. (2) Eine andere sogenannte patriotische Gesellschaft (in Schweden,) als welchen Titel sie führt, hat einen Preiß auf die Frage gesetzt, wie man in Schweden eine eigene National-Kleidertracht, so wohl nach Maaßgab des Klima, als auch ohne Nachtheil der Handlung einführen könnte. Es sind auch schon 54 Antworten eingelaufen. Es ist aber noch

Die sorgfältigen Aeltern der Philontis haben ihrer Tochter von Jugend auf als eine gute Lehre eingepräget, daß sie sich niemals von ihres gleichen durch kostbare Kleider unterscheiden solle. Sie sagten ihr allzeit, es sey ein Merkmal einer schwachen Denkungsart, wenn man nur in dem äußerlichen scheinen wolle. Erhabene Geister suchen nicht ihre Größe in den Kleidern; Was nur ein Schneider machen kann, sey zu niedrig, als daß es einer Hochachtung würdig sey. Philontis folget dieser Lehre auf das genaueste nach, und zeiget in der That, wie wenig ein kostbarer Aufzug zu schätzen ist. Ein Herr wollte sie mit einem reichen Stoffe zu einem Nachtrocke beschenken; sie sagte: Ich danke ihnen, meine Mutter kleidet mich; nehmen sie ihn an, antwortete der Herr; Dero Tugenden verdienen die schönsten Gaben. „Die Tugend, widersetzte sie, brauchet keine fremden Schönheiten: sie ist die höchste Schönheit selbsten.

Viel weniger kann ein eitler Stoff, der nur von einer zum Prachte dienenden Hand verfertiget ist, der Tugend einen neuen Glanz beylegen“.



nicht bekannt, was man deshalben für einen Schluß gefaßt hat. In den neuesten Staatsbegebenheiten mit historischen und politischen Anmerkungen 1775. zweytes Stück pag. 190 von Schweden.

Philontis beobachtet, so viel es möglich ist, eine Gleichheit in der Kleidung. Sie läßt sich nicht immer abwechselnde Haarordnungen flechten. Was einmal schön, und anständig ist, sagt sie, das bleibt allezeit schön und anständig. Die beständige Abwechslung zeiget nichts an, als eine Leichtsinnigkeit des Geistes, der hin und wieder flodert, und niemals weiß, was er wählen soll. Eine Weise unternimmt nichts ohne reife Ueberlegung, und was sie einmal auf der Vernunft gegründet findt, das hält sie immerfort für vernünftig. Die Mannsbilder haben Ursache uns den Vorzug der Vernunft streitig zu machen, nur darum, weil wir unsere Handlungen von einer immerwährenden Abwechslung unterbrechen lassen. —

Wenn schon die despotische Herrschaft der Mode auch die Philontis zu einer Sklavin hätte machen wollen; so würden doch die wachenden Aeltern ihr Kind von dieser Tyranney befreyet haben. Denn sie sehen die Arbeit der Kinder als ein Mittel an, so allen Ausschweiffungen wo nicht gänzlich widersteht, doch selbe sehr stark schwächt. Die Aeltern haben also die Arbeit als eines der nöthigsten Stücke in der Kinderzucht immer auf das genaueste beobachtet. Es giengen derowegen ihre ersten Sorgen mit allem Fleiße dahin, wie die arbeitenden Kinder den

gefährlichen Fahlstricken des Müßigganges ausweichen sollen. Sie wußten wohl daß die Unschuld derselben in viele Gefahren gestürzet werde, wenn die Kinder den ganzen Tag nichts anders verrichten, als nur das, so ein weiches Leben und schädlichen Pracht ernähret.

Eine Geringschätzung der Haushaltung hat sich bey gewissen Weibsbildern so eingedrungen, daß deswegen ganzen Staaten (ich wiederhole es) merkliche Uebel zugefüget werden. Diese Redensart ist gewiß nicht Kleinmeisterisch, doch ist auch nicht nöthig ein tiefsinniger Philosoph zu seyn, um die aus diesem Müßiggange und Pracht folgende Uebel einzusehen.

Die Tugend wird nirgends geschwinder ausgetilget, als wo sie als etwas Schimpfliches verachtet, und der ihr entgegensetzte Fehler als etwas Anständiges verehret wird. So hat es fast eine Beschaffenheit bey einigen Weibsbildern. Sie sehen die Arbeit als etwas niederträchtiges mit verachtenden Augen an: sie stellen sich in thörichter Einbildung vor, die Anständigkeit ihres Standes erfodere, daß sie sich der Arbeit gänzlich entziehen. Dieses Vorurtheil hat schon der unvergleichliche Rollin bestritten. Ich will eine ganze Stelle aus

demselben hier abschreiben. Er sagt: (*) „in denen verflossenen Zeiten, welche noch die glückselige Einfalt der ersten Welt an sich hatten, beschäfftigte sich das vornehmste Frauenzimmer mit den sauresten Arbeiten, die uns jetzo niedrig, und verächtlich vorkommen würden. Sara bereitete in einem reichen wohl begüterten Hause, worin viel Gesinde war, mit ihren Händen das Essen für die Gäste. Man sieht, daß Rebecca und Rachel, in einem noch zarten Alter von den Brünnen wieder kommen, und auf ihren Schultern schwere mit Wasser angefüllte Gefäße tragen. Beym Alcionus, Könige in Phäacien, der die Gastfreyheit mit einer wahrhaftig königlichen Pracht ausübete, schämete sich seine Tochter, die junge Prinzeßin Nausice nicht, ans Ufer zu gehen, und ihr Leinenzeug selbst zu waschen. Das weibliche Geschlecht hat diese löbliche Gewohnheit der Handarbeit zu allen Zeiten, und in allen Ländern erhalten. Die Geschichte merket an, daß Alexander, der größte Weltbezwinger, und der Kaiser August, ein Herr der Welt, Kleider getragen, die von ihren Müttern, Gemalinnen, oder Schwestern gemacht waren."

(*) Herrn Carl Rollins Anweisung wie man die freyen Künste lehren und lernen solle. Im ersten Theil.

Eben diese Stelle hat Philontis einem Frauenzimmer, deren Hände fast nichts anderes arbeiten, als daß sie den Schmuck anlegen, und die Spielkarten manoeuvriren, vorgelesen; das Frauenzimmer sagte in verachtenden Gesichtszügen zu Philontis: „Das sind alte Geschichten! wir müßen unsere Lebensart nach unsern Zeiten einrichten. Gleichwie ein Weibsbild vor alten Zeiten für eine Thörin würde gehalten worden seyn, wenn sie gelebt hätte, wie wir wirklich leben; so können wir auch eine in unsern Zeiten für eine Thörin achten, wenn sie leben will, wie man vor Zeiten lebte. Geben sie acht Philontis! eine Philosophin kann so geschwind lächerlich, als rühmlich werden." Es ist wahr, antwortete Philontis, „das sind alte Geschichten, allein eben dieses ist zu bedauren, daß die edle Einfalt verachtet ist. Ich weiß, daß man sich in die Zeit und Umstände schicken solle, doch niemals in das Laster. Der Müßiggang ist ein solches Uebel, der auch andere aushecket. Er ist also um desto schädlicher, weil er auf verschiedene Art die Tugend austilget. Ich will lieber der Arbeit obliegen, und für eine Thörin der alten Zeiten gehalten werden, als mich der Arbeit entziehen, und den Beyfall einer neumodischen Müßiggängerin er-

halten. Ich weiß, meine Freundin! daß ein Weibsbild so geschwind sich dem Tadel kann aussetzen, als geschwind ihre Thaten können gelobet werden. Allein eine wohldenkende Tochter soll so wenig ein eitles Lob suchen, als den ungegründeten Tadel was achten. Die Tugend bleibet allzeit eine Tugend: sie mag gelobet oder getadelt werden. Und dieses ist das einzige, so ein Frauenzimmer suchen soll.

Es ist wunderlich, daß die Mode auch die Mißbräuche zu rechtfertigen weis. In den alten edlen Zeiten würden gewißlich die heutigen Müßiggängerinnen, als unnüze, ja schädliche Geschöpfe verachtet worden seyn. Heute, da der Müßiggang zur Mode geworden ist; so sehen es etliche für hochadelich an, wenn sie den ganzen Tag müßig sitzen. Und sollte das Stammenregister einiger mit nichts, als mit Schurzfellen ausgeflicket seyn; so bilden sie sich dennoch ein, die Arbeit sey für sie verächtlich, und auch die löblichsten Arten derselben ihrem Stande nicht angemeßen.

Man findet noch verschiedene Muster in den Geschichten, welche uns die Arbeiten der Weibsbilder anrühmen, die H. Schrift zeiget an: daß die Prinzeßinnen selbsten gekocht haben. Die Speisen von dem heutigen Frauenzimmer wären um desto wohlgeschmackter, da ihre Hände von eau de la

reine, eau de la vande, und dergleichen riechen. Auch würde man mit sehr vielen Weibsbildern heutiges Tages zufrieden seyn, wenn sie die Speisen wenigstens nur anordneten; allein die Speisen weder kochen, noch anordnen, noch das darzu gehörige in das Haus schaffen; sonderen allein, helfen dieselbe geniessen, ja das beste Bischen sich als etwas eigenes vorlegen lassen; d. i., fast mehr Großmuth als Billigkeit von den Mannsbildern fodern.

Es ist ausser allem Zweifel, daß die Frauen und Töchter vor alten Zeiten in der Küche gearbeitet haben; denn es ist ein uraltes Sprüchwort: es könne einem Hauswesen niemals übler ergehen, als wann der Hagel in die Küche schlägt. Man wollte dadurch anzeigen, die Hauswirthschaft gehe zu grund, wenn die Hausfrau entweder dieselbe nicht versteht, oder aber derselben nicht fleißig obliegt. In unseren Zeiten sind viele Haushaltungen ausser Gefahr gesezet, daß aus Nachläßigkeit der Frau oder Tochter der Hagel in die Küche schlagen werde; denn eine große Menge der Frauen und Töchter, nehmen sich der Haushaltung gar nichts an. Wenn also ein Unheil in der Küche widerfahrt, so sind sie gewiß nicht schuld daran;

denn es ist eine gute Probe, daß man das Unheil nicht ausgeübet habe, wenn man beweisen kann, man seye niemals an dem Orte gewesen, wo das Unheil widerfahren ist. Wir müßen also das Sprüchwort für solches Frauenzimmer anderst einrichten, und sagen: es geht einer Haushaltung nie schlimmer, als wenn der Hagel auf ein gewisses Tischchen schlägt, auf welchem man die Eitelkeit fabriciert; bey diesem können gewiße Weibsbilder das Alibi keineswegs probieren.

Philontis hat kein Putztischchen; sie arbeitet viel lieber mit andern Instrumenten; dem ungeachtet ist sie jederzeit so geziert, daß man ihr weder eine Nachläßigkeit, noch eine Eitelkeit vorhalten kann.

Hier muß ich wiederum den Schönen das Wort reden und einen Grund anzeigen, daß das Putztischchen ein nützlicher Hausrath ist. Es finden sich nämlich sehr viele Weibsbilder, welche durch den Weg der Schönheit ihr Glücke erworben haben; denn die wenigsten Mannsbilder sind Philosophen, und also sehen sie mehr auf die Schönheit der Weibsbilder, als auf die Tugend derselben. Es ist also kein Wunder, wenn schon die Weibsbilder verschiedene Maschinen ersinnen, um sich dadurch schön zu machen; folglich ist noch zu begreiffen, warum sie sorgfältig ihr Putztischchen in ihren

Zimmern aufbehalten. Das scheint aber nicht begreiflich zu seyn, daß die süssen Herren auch von diesen Instrumenten mit sich schleppen, oder sorgfältig aufbehalten, als wie ein Frauenzimmer, welches mittelmäßig diese Kunst verstümmelt. Ein tiefsinniger Mathematiker stattete einstens in Begleitung einer seiner Freunde, einem Herrn, der mit einem feinen Geschmacke in der Auswahl dergleichen Instrumenten pranget, ein Besuch ab; nachdem beyde sich von dem Hause begeben hatten, sagte der Mathematiker zu seinem Freunde: versteht der Herr von dem wir den Augenblick kommen, wohl die mathematischen Wissenschaften? so viel ich weiß, erwiederte der Freund, ist der Herr gar nicht erfahren in diesen Wissenschaften; ja ich glaube, er habe sich niemal auf dieselbe geleget! Warum hat er denn, sprach der Mathematiker, so viele Instrumenten um sich? Nachdem sich der Freund ein wenig besann, so fieng er an zu lachen, und sagte: „mein Freund! ihr kurzes Gesicht hat sie betrogen; es sind nicht Instrumente, mit welchen man die Linien, Fläche und Körpermaaß bestimmt, sondern es ist Werkzeug, mit welchem das Frauenzimmer und süsse Herren, die Schönheit auf der Oberfläche ihren Körper abzirkeln. In unseren Zeiten, sagte der Mathematiker, haben die Ge-

lehrten zum Nutzen fast aller Wissenschaften, gewiße Lexikon verfasset. Sie wissen, daß ein mathematisches Lexikon, besonders dem Gedächtniße geschwinde Hülfe leistet! Ein süsser Herr, fuhr er lächelnd fort, würde also nicht nur den Weibsbildern, sondern auch einigen Männern große Dienste leisten, wenn er ein toillettisches Lexikon verfaßte. Der Mechanismus, sagte er weiter, scheint wegen Vielheit der Instrumenten auf diesen Tischchen so stark angewachsen zu seyn, daß, um eine Verwirrung zu vermeiden, eine mathematische Lehrart nicht würde undienlich seyn; denn da in dieser Lehrart aus Erklärungen, Grund und Lehrsätzen, unumstößliche Wahrheiten gezogen werden, so könnte auch in diesem Falle wenigst eine mechanische Demonstration angehen. Denn, z. B., um eine Schönheit zu beweisen, wäre nichts anders nöthig, als nach allen diesen ordentlich und fleißig angebrachten Instrumenten, zu setzen: Quod erat demonstrandum. Hat die Philontis auch ein Nachttischchen? Nein, sagte der Freund, Philontis hat keine Fabrique nöthig, um ihren Körper schön zu bearbeiten; sie ist mit jenen Schönheiten zufrieden, mit welchen die Natur sie ausgeziert hat; ja diese achtet sie nicht viel in Ansehung der Zierden des Geistes.

Die Arbeit ist fast ihre einzige Freude, nicht jene, so ein ausschweifender Luxus, sondern solche, welche die Nothwendigkeit und ein feiner Geschmack eines anständigen Wesens erfand.

Es giebt Weibsbilder, welche einige Stunden in sehr feiner Arbeit zubringen; da aber diese Arbeit nichts als den Pracht vermehret, so wäre es beßer, wenn auch diese, wie eine Menge der andern, gar nichts arbeiteten; denn es ist beßer nichts, als was schädliches arbeiten.

Ich will hier noch einige Geschichten anziehen, und dadurch zeigen, wie sehr die Arbeit auch dem vornehmsten Frauenzimmer vor Zeiten Ehre gemacht habe. Phocion war ein Mann, der würdig war, den Namen eines Republikaners zu tragen. Als ihn Alexander, der Weltbezwinger, durch seine Bothschafter mit hundert Talent beschenken wollte, so trafen ihn diese an, da er Wasser aus dem Sode schöpfte, um seine Füße zu waschen. Die Gemahlin dieses großen Helden knetete zu eben dieser Zeit den Taig. (*) Ehe die Mühlen erfunden

(*) Plutarque rapporte qu'Alexandre voulut faire un présent de cent talens à Phocion, & que les envoyés de ce Prince trouverent ce grand homme qui tiroit de l'eau au puits pour se laver les pieds, & sa femme qui pétrissoit le pain.
Entretiens de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique; traduits du grec de Nicoclès, avec des remarques, par M. l'Abbé Mably.

waren, zerrieb man den Waizen und das Korn mit einem Steine. (*) Es ist also ganz gläublich, daß das Mehl zu selber Zeit nicht so rein und fein wurde, als es heutiges Tages ist. Da nun sehr viele Weibsbilder sich nur mit feiner Arbeit beschäftigen, so hätten sie nun desto mehr Ursache zu kneten, als die Geliebte des Phocions. Allein, wenn man kein Brod äße, als nur dasjenige, so das Frauenzimmer auch nur vom mittelmäßigen Stande knetet, so stünde ein großer Theil von Europa in der Gefahr einer Hungersnoth.

Quintus Cincinnatus war römischer Konsul, und so gar Diktator; dieser Held hatte dem ohngeachtet sein Land eigenhändig bearbeitet. Cyrus, dessen Thaten so bekannt, als rühmlich sind, pflanzete selbsten Bäume.

In diesen glücklichen Zeiten verrichteten weise Staatsmänner, unüberwindliche Helden und sorgfältige Landesväter solche Arbeit, die man heutiges Tages Bauernwerke nennet; deßen können uns die Geschichten als eine Probe aufweisen, einen Curius

(*) Sum Cererem corruptam undis, cerealiaque arma
Expediunt fessi rerum, frugesquere ceptas,
Et torrere parant flammis, & frangere saxo.
Publ. Virgil. Maron. Aeneidos L. I.

Autrefois, avant l'invention des moulins, on rotissoit le bled, & la plûpart de grains, & on le broyoit dans un mortier. L'Abbé des Fontaines in den Anmerkungen über den Virgil.

Donatus, einen Cato, einen Camillus, und die angezogenen Cincinnatus und Cyrus. Aus diesem kann man mit Fug schliessen, daß auch die Madame Donata, Madame Catone, Madame Camille und Madame Cyra, nicht nur allein die Hausgeschäfte angeordnet, sondern auch einen Theil derselben eigenhändig verrichtet haben.

Sollten die süssen Herrchen die Richtigkeit dieses Schlußes in einen Zweifel ziehen, und die ganze Sache blos einer Wahrscheinlichkeit zuschreiben, so muß ich aus einem Werke eines bewährten Geschichtschreibers jene ungezweifelte Stelle, von welcher schon oben Meldung geschah, hersetzen. Diese beweiset unumstößlich, daß auch so gar das vornehmste Frauenzimmer wenigst einen Theil der Hausgeschäfte eigenhändig verarbeitet habe. Dieses Werk ist: C. Suetonii Tranquilli de XII Caesaribus Libri VIII ein Theil in klein 8vo. Lugduni apud Jacobum. Chouët CIↃIↃXCVI. Die Stelle befindet sich im zweiten Buche, Seite 131, Linie 21, 22 und 23, und lautet von Wort zu Wort buchstäblich also: Veste non temere alia, quam domestica usus est, (Octavius Caesar Augustus) ab uxore, & sorore, & filia neptibusque confecta. August war, wie man zu sagen pflegt, ein Herrscher über die ganze Welt, und dennoch hat er nicht leicht

eine andere Kleidung getragen, als jene, welche ihm seine Gemahlin, Schwester, Tochter und seine Nichten verarbeitet haben. Die Zeiten des Augusts waren das goldene Alter. Unser philosophisches Jahrhundert hat die Kunst, so gar dem Frauenzimmer die Kleider zu machen in vielen Ländern den Männern verpachtet.

Ich glaube nicht, daß es der neuesten Höflichkeit gemäß sey, wenn man dem Frauenzimmer nur von den alten Moden redet. Ich muß mich also um einige Jahrhunderte an unsere Zeiten nähern, und noch einige Muster herbeybringen, welche zeigen, daß auch das vornehmste Frauenzimmer gearbeitet habe.

Der H. Bischof Martinus hatte die Ehre gehabt, mit dem Kaiser Maximus in Trier zu speisen; die Kaiserin (*) legte dem Heiligen Speisen vor, die sie eigenhändig gekochet hat. Narces, war ein berühmter General, dessen Heldenmuth unter dem Kaiser Justinianus in verschiedenen Schlachten Siegeszeichen gesammelt hatte. Die Kaiserin Sophia wollte durchaus (doch nicht allein aus haus-

(*) L'Impératrice ne mangea pas avec lui (S. Martin) elle se contenta de le servir. Elle même lui prépara son siège, lui approcha la table, lui donna à laver, & mit devant les viandes, qu'elle avoit fait cuire de ses propres mains. Histoire Eccl. Fleury.

wirthschaftlichen

wirthschaftlichen Absichten) daß dieser Feldherr die Waffen niederlegen, und mit ihren Hofdamen in dem Saale spinnen sollte. So arbeitsam war dazumal das Frauenzimmer, daß es auch so gar die Männer zur Arbeit anhielt. Ein römischer Bothschafter fiel in Nikosia, der Hauptstadt des Königreiches, und Insel Cypern, krank. Die Königin (*) von Cypern kochte eigenhändig dem Kranken Speisen, und er wurde so gesund, daß er durch Jerusalem auf Avignon zurück reisen konnte. Um weiter zu zeigen, wie berühmt sich das Frauenzimmer durch die Arbeit mache, wird nicht zu viel seyn, wenn man in Gedanken bis in China reiset; aus diesen Absichten will ich hier einen Auszug aus dem du Halde (†) einrücken, welchen der Herr von Justi in seinen Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen, und andern vermeintlich barbarischen Regierungen anführet, er lautet also: „Als einst der Kaiser Yong-lo Audienz gegeben, und durch eine Thüre gieng, so befleckte

(*) Le nonce Pierre Thomas ayant pris congé de l'empereur Jean Paleologue passa en l'isle de Chipre, & arriva à Famagouste, où il fût très-bien reçu par le roi Hugues de Lusignan qui vint au devant de lui & le mena à Nicosie ville de sa résidence. Pierre y tomba malade, & la reine lui préparoit à manger de ses propres mains. Fleury, Histoire Eccl.

(†) Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs, 2ter Theil, S. 309.

er den Aermel von seinem Kleide. Er zog das Kleid sogleich aus, ließ es auskehren, zog es wieder an, und hatte kein anderes zu wechseln. Da nun sein Kammerdiener Gelegenheit daher nahm, seinen Herrn zu loben, so versetzte der Prinz: ich könnte ja gewiß, wenn ich wollte, einen Haufen Kleider haben, und wohl zehnmal des Tages damit verändern. Ich bin reich genug dazu! Allein ich habe allezeit die Regel im Sinne, daß man sein Vermögen nicht müße mißbrauchen, noch es vergeblich verschwenden. Daher kömmts, daß ich keine überflüßige Kleider habe. Der Kaiser, mein Vater, sah einst die Kaiserin, meine Mutter, selbst ein altes Kleid wieder zurechte machen; er bezeigte ihr sogleich seine Freude darüber, und sagte: Es ist nichts schöners, als eine Frau, die alle Sachen im Ueberfluße hat, und auf die größte Ehrenstufe erhöhet, ja so gar Kaiserin ist, wenn man sie so arbeitsam siehet. Sehet, das ist ein schönes Exempel für unsere Nachkommen! Und dieß ist gewiß der Unterricht von meinem verstorbenen Vater, darnach ich in diesem Stücke meine Aufführung einrichte.

Der Herr von Justi hat noch einen andern Auszug aus Hollbergs Dänischer Reichshistorie gemacht, deßen Innhalt zwar nicht unmittelbar auf den vorhabenden Gegenstand abzwecket, doch wegen

seiner Seltenheit, welche die Niederträchtigkeit des heutigen Prachts aufdecket, eine nachahmende Aufmerksamkeit verdienet. Es ist dieser Innhalt auch desto merkwürdiger, weil er sich erst in dem letztverflossenen Jahrhunderte ereignet hat. Herr von Justi schreibt von demselben an der 78sten Seite folgendes: „Noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts findet man in der von König Christian IV in Dänemark, für die Oberhofmeisterin seiner Kinder eigenhändig aufgesetzten Instruktion im 14ten Artikel, daß die Königlichen Prinzeßinnen wollene Kleider getragen haben; und in einem noch vorhandenen Schreiben dieses Königs, an den Hofmeister Friis bedienet er sich folgender Worte: Ist etwas an ihren (seiner Kinder) Strümpfen beflecket, oder beschmutzet, so schicket sie zum Färber, daß sie schwarz gefärbet werden."

Damit noch ferner bewiesen werde, was für große Wichtigkeit die Arbeit des Frauenzimmers mit sich führe, so will ich noch ein anderes Beyspiel anziehen, welches desto mehr Eindruck machen wird, weil es von den Herren Franzosen, die in allen Stücken sehr höflich mit dem Frauenzimmer umzugehen wissen, herfließt.

Es ist bekannt, daß das Salische Gesätz in Frankreich, alle Weibsbilder von der Thronfolge

ausschliesset; und also ist Frankreich kein Kunkel-Reich, wie z. B. Hungarn, Böhmen. So ist gleicher Gestalten offenbar, daß man in verschiedenen Reichen Kunkel-Lehen antrift, welche man auch Schleyer-Lehen nennet, in welchen letztern die Weibsbilder von der Nachfolge keineswegs ausgeschloßen sind. Ich will mich hier nicht lange bey der Etymologie der Wörter Kunkel und Schleyer aufhalten; sondern nur blos sagen, daß man aus diesem billig schliessen könne, daß auch Fürstinen und Königinnen gesponnen haben; ja daß das Spinnen eine rechte Ehrenarbeit müße gewesen seyn, weil man es bey entstandener Frage der Thronfolge nennt. Heutiges Tages ist dieses keine Beschäftigung mehr für vornehme Weibsbilder; denn die Parcen haben dieser Arbeit bey solchem Frauenzimmer schon längst den Lebensfaden abgesponnen, ja man überläßt in verschiedenen Orten den feinsten Faden zu spinnen so gar den Mannsbildern, man könnte also auch diese ehrlichen Männer mit dem Kunkel-Lehen belegen — —

Philontis spinnt, nähet, und verrichtet alle Arbeit, welche ihrem Stande anständig ist; sie hat von ihren Aeltern den Werth der edeln Zeit zu schätzen gelernt. Es ist der Tag von Gott zur Arbeit bestimmet; diese machet alle Stunden des Ta-

ges der Philontis angenehm. Sie klaget nicht immer, wann sich die Sonne auch nur hinter einer dünnen Wolke verdunkelt; die Witterung sey so unangenehm, daß nothwendig die Zeit langwierig vorkommen müße; sie seufzet nicht nach angenehmen Spaziergängen; der Himmel mag sich verdunkeln, so lange er immer will, so ist doch niemahl das Gemüth der Philontis niedergeschlagen. Die Freude, die Lust, so sie zur Arbeit erzeiget, erhaltet dasselbe allzeit in einer aufgeheiterten Zufriedenheit.

Philontis ist die getreuste Gehülfin ihrer Mutter. In der ganzen Haushaltung geht sie ihr gehorsamst an die Hand. Sie hat die Mutter schon öfters gebethen: sie solle sich nur in die Ruhe setzen, ihre kindliche Pflicht erfodre, daß sie in ihrer Mühe sie erleichtere, ja die ganze Haushaltung über sich nehme. Cornelia lobet den Eifer ihres Kindes; sie will aber nicht nachlassen die Tugend desselben mit ihrem guten Beyspiele immerdar zu stärken. Sie würde es als einen Mangel in der Kinderzucht ansehen, wenn sie ihr Kind nur mit Worten zu der Arbeit aufmunterte, ohne daß sie demselben in dem Werke vorgienge. Es ist bey ihr ein richtiger Satz, daß die Lehre der Aeltern ohne Beyspiele bey den Kindern den geringsten Eindruck mache.

Philontis hat den so reizenden Sorgen der Mutter so glücklich entsprochen, daß keine einzige Stunde im Tage zu finden ist, in welcher sie nicht mit nützlicher Arbeit sich zu beschäftigen weiß. In allen auch geringen Einnahmen und Ausgaben, leget sie der Mutter eine so genaue Rechnung ab, als wenn sie mit dem eigennützigsten Handelsmanne zu rechnen hätte (*). Sie giebt genaue Achtung auf die Treue, und Arbeit der Dienstboten; doch erzeiget

(*) Heraklit scheint öfters mißvergnügt zu seyn; seine Frau wählet die Pracht, und das Spielen zum Hauptgegenstande ihrer Beschäftigungen. Er sieht, daß alles in seiner Haushaltung den Krebsgang nimmt. Demokrit zeiget immerdar in aufgeheiterten Gesichtszügen eine herzliche Zufriedenheit. Er hat eine Gemahlin, die neben dem liebreichsten Charakter sich beständig mit der Haushaltung beschäftiget; alle Morgen geht sie geschwind zu ihren Kindern, bethet mit ihnen, und nach dem H. Gebethe ordnet sie alles an, was den ganzen Tag in dem Hause zu machen ist. Alles folget ihr ganz gern; so gar die Dienstboten lieben sie, als wäre sie ihre Mutter. Heraklit beklagte sich einst ganz bitterlich bey seinem Freunde dem Demokrit, und sagte zu ihm: Ich muß einen maître d'hôtel haben, der meine Haushaltung in eine beßere Ordnung bringet. Demokrit, dem das Vergnügen aus dem Gesichte wallet, antwortete lächelnd: Ich habe den besten maître d'hôtel. Heraklit, der wohl wußte, daß Demokrit keinen maître d'hôtel hatte, sagte halb verdrüßlich: Freund! sie scherzen mit mir, ja ich zweifle, ob sie eigentlich wissen, was ein maître d'hôtel heißt. Verzeihen sie mir, antwortete Demokrit: Ich weiß gar wohl, was maître d'hôtel heißt. Maître d'hôtel heißt auf alt deutsch meine Frau. So hole der T... l, sagte Heraklit, den Buchdrucker; denn weder in meiner Grammaire, noch in meinem Dictionnaire ist kein Wort von allem diesem.

sie sich gegen dieselben sehr liebreich. Sie unterrichtet dieselben in der Arbeit, und unterhält sie zum öftern mit einem liebreichen Discours. Sie empfindet eine grosse Freude, wenn sie einen Menschen in etwas unterweisen kann. Weit ist Philontis von dem entfernet, daß sie sich bis zu einer Gemeinschaft mit den Dienstboten herunterlasse. Sie herrschet vielmehr über dieselben, und kann so ernsthaft die Fehler derselben strafen, als annehmlich sie die Tugenden derselben in liebreicher Erhebung zu preisen weiß.

Was aber das Lob der Philontis wegen ihrer Arbeitsamkeit noch mehr erhebet, ist dieses, daß sie ihre Kleider selbsten entweder zu verfertigen, oder anzuordnen weiß. Sie hilft alle Geschäfte der Haushaltung mitmachen, oder wenigst hat sie die Einsicht in dieselben. Sie arbeitete einstens an einem starken Tuche. Eine Tochter, die nicht den deutlichsten Begriff von der Arbeit besaß, sagte zu ihr: Philontis! euere Hände sind allzuzart, als daß sie diese Arbeit verrichten sollten. Sie treiben die Höflichkeit zu weit, antwortete Philontis: Meine Hände sind zur Arbeit erschaffen; es hat ja schon in den ältesten Zeiten ein Philosoph gesagt, die Hand sey ein Instrument aller Instrumente; hiemit sollen

die Hände zur Arbeit taugen. Damit sie aber wißen, warum ich meine Zeit mit dieser Arbeit zubringe, so muß ich ihnen sagen, daß meine Aeltern alle Jahre einige arme Menschen kleiden lassen; ich habe mir die Erlaubniß von meiner Mutter ausgebethen, daß ich wenigst, was den Leinwand anbetrift, auch mit arbeiten könne. Dieses ist eigentlich jene Arbeit, welche mir unter allen die größte Freude machet. Ich sehe allzeit mit langer Begierde jenen vergnügten Stunden entgegen, in welchen ich für die Armen arbeiten kann.

Die Aeltern der Philontis können leicht die Armen kleiden, denn sie entziehen ihren Kindern den überflüßigen Kleiderpracht, und schaffen aus demselben den Armen die Kleider an. Wenn man dasjenige an die Kleider der Armen verwenden würde, was heute der überflüßige Kleiderpracht verschwendet, so würden auf einmal viele Bettler beßer gekleidet werden, als würklich viele Herren sind.

Man wird hoffentlich aus diesem nicht folgern, daß hiemit die Weibsbilder den ganzen Tag der Arbeit obliegen, nur wie Küchemägde aufziehen und sich also keines Putzes bedienen sollen; ich glaube, daß dieser Schluß aus gar keinem Grunde hergeleitet werde. Es ist vielmehr zu behaupten, daß die Weibsbilder ihre natürliche Schönheiten mit anständigen Verzierungen begleiten sollen.

Wir finden ein ganzes Meer der Schönheiten in der Natur, und es scheint der Schöpfer habe dem weiblichen Geschlechte vorzügliche Rechte zu denselben ertheilet. Ein Weibsbild, so sich im Kleiderputze vernachläßiget, und sich nach gar keiner Artigkeit zu bilden verlanget, ist wie ein altes Pferd, das schon einigemale von den Juden ist verkauft werden. Daß aber gewiße Weibsbilder ihre ganze Hauptarbeit nur in dem setzen, wie sie ihren Leib zieren, und unterdessen die ganze Haushaltungskunst vernachläßigen, und folglich alle Arbeit verabsäumen, das ist eine Sache, welche auch eine, die von ihrer eignen Schönheit bezaubert ist, nicht wird billigen können, wenn sie nur einen Augenblick der gesunden Vernunft Gehör giebt. Ich will mich hier nicht ferner aufhalten, sondern mich zu demjenigen wenden, was ich zu allererst von Philontis hätte anzeigen oder loben sollen.

Dieses ist das reine Feuer der Religion, welches in ihrem Herzen unaufhörlich brennet. Philontis ist von dem Aberglaube, und allzufreyer Denkungsart in gleicher Weite entfernet. Wie glücklich wären doch die Menschen, wenn sie zwischen diesen zween Abgründen immerdar den mittleren Weg fortgiengen; Christus, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, weiset uns allen diese Strasse.

Allein, Freygeister, die sich von ihren sinnlichen Leydenschaften verblenden lassen, und die Glückseligkeit in einem zügellosen Leben suchen; werfen das süsse Joch des Erlösers ab. Schwachsinnige Gläubige, deren Einbildungskraft melancholische Bilder ausdünstet, bürden abentheurische Schlüße als Wahrheiten den Unerfahrnen auf; aus diesen geschieht es, daß der Weg der Wahrheit von diesen Schwärmern so gefährlich bestürmt wird, daß die Rechtgläubigen denselben gar nicht könnten fortsetzen, wenn nicht die Hande des Herrn, als der einzigrichtige Wegweiser allenthalben ausgesetzet wäre.

Die Aeltern der Philontis haben allenthalben die Religion zum Hauptgrunde ihrer Kinderzucht geleget; sie wußten wohl, daß das Gesetz der Natur, wenn es, ohne von einem übernatürlichen Lichte bestrahlet zu seyn, den Weg zu einem tugendhaften Leben zeigen soll, einem matten Lichtlein ähnlich sey, deßen schwacher Schimmer anzeiget, wie leicht es könne ausgeblasen werden.

Unsere heutige Freygeister könnten sich billigermaßen in die Schule dieser tugendhaften Menschen begeben, sie würden in derselben überführt werden, wie ihre vermeynte Schlüße, mit welchen sie zu pralen suchen, als grundlose Geschwätze zu verachten seyn.

Es ist nichts vernunftlosers, als gewiße Stutzer, welche heutiges Tages sich einbilden, auch so gar Geist zu zeigen, wenn sie die Unsterblichkeit der Seele, und die ganze Religion anpacken. Diese Menschen sind überhaupt sehr lächerlich, denn sie sind öfters in allen Wissenschaften Fremdlinge, ja sie verstehen so gar nicht einmal ihre eigne Hausgeschäfte, und doch wenn es um die Geheimniße der Religion, in welcher sie nicht genugsam unterrichtet sind, zu thun ist, sprechen sie als wenn sie unfehlbare Richter wären. Das Feuer dieser sogenannten starken Geister (ihr eigentlicher Titel sollte seyn schwache Geister) ist wie die Irrlichter, die zwar bey dem abergläubischen Pöbel Aufmerksamkeit erwecken, allein bey der anbrechenden Sonne gänzlich verschwinden, und also zeigen, daß ihr dünstiges Wesen nur in den Finsternißen Raum finde.

Philon der Vater ist sehr aufmerksam, daß seine Kinder von solchen Leuthen nicht vergiftet werden, und ist diesfalls sehr lobenswürdig. Er sagte einstens: wenn ich Kindern Reisen anrathen sollte, so wollte ich dieselben meines Erachtens lieber unter die Türken schicken, als in ein Land oder Stadt, in welcher eine zügellose Lebensart die Heiligkeit der Religion abgeworfen hat. Wenigst

würden meine Kinder bey ehrlichen Muselmännern seyn; da hingegen in einem Lande, in welchem die Religion verachtet ist, sie sich dem Muthwillen und Lastern zügellos Preis geben, und also ihr Gewißen, und öfters die Gesundheit des Leibes verliehren würden.

Die Freygeister mögen so lange sie wollen, mit ihrem ehrlichen Manne prangen, so sind sie doch in der That selbsten keine; denn wie kann einer ein ehrlicher Mann seyn, der den Grund der Ehrlichkeit wegläugnet? Ich habe schon gemeldet, daß die Vernunft allein nicht hinlänglich sey, die wahren Tugenden zu erreichen. Wir haben deßen vielfältige Beyspiele an den Philosophen des alten Heydenthums, welche, ob sie schon von der Natur mit dem feinsten Geiste begabet waren, doch in die abscheulichsten Irrthümer gefallen sind, nur allein darum, weil ihnen das Licht der Offenbarung abgieng.

Ich will hier eine Begebenheit erzehlen, die sich in dem Hause des Philons zugetragen hat, und bey welcher auch Philontis zugegen war.

Philon hatte einen seiner Vetter zum Mittagmahle eingeladen. Dieser war ein junger Herr, der der Freygeisterey Gehör gab; absonderlich wollte er durch seine vermeynten Gründe die Unsterblichkeit

der Seele streitig machen. Und weil auch bey der Tafel ein Christlicher Philosoph zugegen war, so richtete der junge Herr seine Spöttereyen absonderlich auf diesen los. Der Philosoph hat immerdar die verstümmelte Schlüße dieses Witzlings mit Verachtung angehört. Er hatte vielmehr über denselben Erbarmniß, als daß er sich wegen ihm ereiferte. Und weil sonst der Philosoph überzeuget ist, daß die Glaubenszänkereyen überhaupt mehr Uebels als Gutes stiften, so enthielt er sich hier, wie in allen Gelegenheiten von denselben zu reden.

Im übrigen besitzt dieser ehrwürdige Mann die Lehrsätze seiner Moral ohne Aberglauben, ohne Heucheley, ohne Eigennutz und ohne Ausschweifung immerfort sehr rein. Er übet sich in verschiedenen Wissenschaften. Er ist ein friedliebender und liebreicher Mann, und hat das beste Herz allen Menschen zu dienen; er denket edel und tugendhaft, und wie er denket, so redet und lebt er; mit einem Wort, er ist ein christlicher Philosoph, und dieses ist die Ursache, warum er der vertrauteste Freund des Philons ist. Nachdem der junge Spötter seinem elenden Mischmasche kein End machen wollte, so veränderte der Philosoph auf einmal seine sonst sehr liebreiche Gesichtszüge in ein ernsthaftes Wesen, und ergriff unversehens ein Messer. Niemand von

dem ganzen Hause des Philons fürchtete sich wegen dieser Begebenheit; denn sie kannten die tugendhafte Denkungsart dieses Philosophen allzuwohl; nur der junge Herr erschrack, und sah die Sache ganz ernsthaft an. Er sprach: mein Herr, die Vernunft verbeut den Todschlag. Man hat, antwortete der Philosoph, erst heute einen Uebelthäter gerichtet, und das war nicht wieder die Vernunft. Sie sind, erwiederte der Witzling, weder eine Obrigkeit, noch hier findet sich ein Uebelthäter. Die größten Uebelthäter in einem Staate, sagte der Philosoph, sind diejenigen, so die festeste, und fast einzige Stütze desselben umstürzen wollen. Sie haben kein Recht über Tod und Leben, sprach der Spötter. Weder Recht noch Unrecht, antwortete der Philosoph, werden ohne Religion in ein reines Licht gesetzet (*). Die Menschen sind von Natur

(*) Atque haud ſcio, an pietate adverſus Deos ſublata, fides etiam, & ſocietas humani generis, & una excellentiſſima virtus juſtitia tollatur. (*Cicero de Nat. Deor.*) Nam cum animus ——— cultum Deorum, & puram religionem ſuſceperit, & exacuerit illam, ut oculorum, ſic ingenii aciem ad bona deligenda & rejicienda contraria, quid eo dici aut excogitari poterit beatius? *Cic. de Leg.* Omnis humanae Societatis fundamenta convellit, qui religionem convellit. Plato L. II. de Legibus.

Prima in omni republica bene conſtituta cura eſt de vera religione. Idem L. II. de Repub.

So reden diejenigen, die wir Christen die Ungläubigen nennen.

alle gleich, der stärkste ist Meister. Ich halte dasjenige für Recht, was sie für Unrecht halten. Es ist eine abscheuliche That, einen Menschen zu ermorden, fuhr der junge Herr fort. Nur ein wenig mehr abscheulich scheint es zu seyn, widersetzte der Philosoph, einen Menschen, der keine sterbliche Seele hat, zu ermorden, als ein Pferd. Ja, ich habe mehr Recht einen Menschen, der mich beleidiget hat, zu tödten, als ein Pferd, das mich nicht beleidigen kann. Auf solche Weise, sprach der Spötter, sind sie selbsten ihres Lebens nicht sicher, ja wenns wahr ist, was sie lehren, sagte der Philosoph, so giebts keine Sicherheit des Lebens; denn wo keine Unsterblichkeit, da ist keine Sünde, wo keine Sünde, da ist kein Gewissen, wo kein Gewissen, da ist keine Sicherheit.

Der junge Herr hatte fast seine natürliche Theologie hier ausgeschöpft; er wußte beynahe fast nichts mehr zu antworten. Doch, sagte er, seine Freyheit habe er nicht so weit getrieben, daß er an keinen Gott glaube, und eben Gott habe den Todschlag verbothen, welches Verboth in allen menschlichen Herzen gleichsam eingeschrieben ist. Der Todschlag, anwortete der Philosoph, wird öfters von boshaften Menschen mit einem Stücke Geld belohnet, und keineswegs auf dieser Welt bestrafet.

Was liegt es an dem Verbothe, wenn die Seele nicht unsterblich ist. Wir wollen alle bezeugen, daß sie durch einen Unglücksfall in das Messer gefallen seyen, und also die That heimlich halten; auf diese Weise wird niemand gestraft werden. Die Vernunft, sprach der junge Herr, lehret uns ohne weiteres Nachsinnen, daß man seinen Nebenmenschen nicht umbringen soll. Wenn ihre Seele sterblich ist, wiederholte der Philosoph, so ist dieses gar kein Schluß wider mich, denn ich halte nur jenen für meinen Nebenmenschen, der eine unsterbliche Seele hat, wie ich; ist die Seele sterblich, so ist ihr Körper eine blose Maschine, und also nach meiner Denkungsart gar nicht so viel werth als mein Körper, in welchem eine Seele wohnet. Im übrigen verlange ich durch die Unsterblichkeit der Seele eine gewissenhafte Unterthänigkeit gegen meine Obrigkeit, und also Friede, Ruhe und Ordnung im gemeinen Wesen, und folglich die Sicherheit meines Lebens.

Ich verlange, daß alle Menschen aus Furcht eines zukünftigen Uebels sich von jenen Handlungen enthalten, welche meiner Freyheit zuwider laufen. Und hier habe ich also abermal einen Grund meiner Sicherheit. Ueberhaupt verlange ich durch die Heiligkeit der Religion reine Sitten. Mit dem

dritten haben sie ein Gespött, das zweyte löschen sie gänzlich aus, in dem ersten öffnen sie den Heuchlern Thür, und Thor. Den heimlichen Betrügern benehmen sie das Gewissen, machen aus Uebelthaten nur alsdann ein Laster, wenn sie öffentlich sind; denn da nur eine zeitliche Furcht zu besorgen, so ist ein Laster, wenn es heimlich ist, kein Laster mehr. Und also können sie nach ihren Gründen keine Sicherheit des Lebens verlangen. Als der Philosoph dieses ausgesprochen hatte, so erhob er ohngefähr das Messer. In eben demselben Augenblicke erschrack der Freygeist sehr stark, er zog sich zurück, und sagte: haltet, euere Schlüße haben mich überführt; inskünftig werde ich nach den Lehrsätzen der christlichen Religion leben. Einige von den Anwesenden fiengen zu lachen an wegen der leeren Furcht; und Philon sagte: mein Freund, von einem, der eine wahre Religion besitzt, ist nichts zu fürchten, sondern viel gutes zu hoffen; sitzen sie nur wieder ganz ruhig zu Tische.

Der ehrwürdige Philosoph konnte gar nicht begreiffen, warum sich der junge Herr von dem Tische zurück zog; er sagte: nein, fürchten sie sich nicht, denn ich predige nicht mit Messer und Degen. Es ist die Wahrheit der einzige Gegenstand, den ich durch

die reineste Menschenliebe in meinen Reden suche, und vorzutragen trachte. Im übrigen freuet es mich, daß diese Schlüsse, die gar nicht die bündigsten sind, ihre Art zu denken verändert haben. Philontis, deren Aufmerksamkeit sich allenthalben hinwendet, sagte lächelnd: Mein Freund, Sie müssen sich bis dahin in der That zu einer geringen Religion bekennet haben; denn Sie haben sich nur von der Erhebung eines Messers bekehren lassen. Ein so schlechter Apostel könnte mich noch lange nicht zu einer Proselitin machen. Wenn man immer unter den Freygeistern auf gleiche Art predigen würde, so glaube ich, daß alle Witzhelden auf einmal zu Gecken würden. Cornelia, die allenthalben die Lebhaftigkeit ihres Kindes zu hemmen trachtet, warf die ernsthaftesten Augen auf Philontis. Doch aber sagte sie nichts zu derselben, weil sie merkte, daß der Vater zu reden verlangte: Mein Kind, sagte er, in dem Grunde selbsten hast du recht; allein die Wahrheit ist öfters nicht angenehm, und erreichet also nicht ihren Zweck nur allein wegen der Weise, und Art, mit welcher man dieselbe vorträgt. Ich behaupte eben dasjenige, was du, und glaube noch dazu, daß ein jeder Fürst das Recht habe alle in seinem Staate sich befindenden Atheisten, Materialisten, Scepticker, Deisten und Freydenker austil-

gen zu lassen, nicht zwar, weil sie sich nicht zu denjenigen Glauben bekennen, den der Fürst selbsten verehret, sondern weil diese Leuthe einem Staate auch in zeitlichen Sachen den allerfürchterlichsten Schaden verursachen; denn Ehre, Glauben, Treue, Scham, Gewissen, Sünde und Laster sind bey solchen Menschen keine wesentliche Dinge, sondern nur etwas äusserliches, oder aufs höchste ein zeitliches Vergnügen, das einte auszuüben, und das andere zu unterlassen, welches fast eben so viel heissen will, als nur dasjenige thun, was ein Vergnügen erwecket. Wer sieht nicht, wie gefährlich, wie schädlich solche Menschen einem Staate auch in politischen Sachen sind, die ihre Thaten ohne Richtschnur einer Religion auf so wankendem Grunde bauen? Nach diesem redete man von verschiedenen Schriften einiger Verfasser unserer Zeit, die zwar überall mit sinnreichen Einfällen ausgezieret sind, im ganzen aber sich selbsten aufreiben, weil eben diese sinnreichen Einfälle sich vielfältig widersprechen (*). Man



(*) Ich will hier das Portrait des Herrn von Voltaire beysetzen, das ich aus dem Werke Des trois siécles de notre littérature, ou tableau de l'esprit de nos Ecrivains depuis François I. jusqu'en 1772. gezogen: — Marie François Arouet de Voltaire de l'Académie françoise, & de presque toutes les Sociétés littéraires de l'Europe, né à Paris 1694. de grands talens, & de grands abus, des traits

lobte den feinen Witz solcher Schriften. Beynebens wurde sehr bedauert, daß dieselben an vielen Orten den Indifferentismus einführen. Auf einmal sagte Philontis: diese Bücher seyen wie ein Frauenzimmer, welches mit einem falschen Schmucke pranget (*). Dieses Flitterwerk könne zwar Menschen von einem niederträchtigen Geschmacke gefallen, allein wer auch nur eine halbe Seele besitze, der würde wenig von solcher Zierde gerührt werden. Ich hätte noch eine Gleichniß, fuhr

---

dignes d'admiration, des excès avilissans: des lumieres capables d'honorer son siécle, des travers qui en sont la honte: des sentimens, qui ennoblissent l'humanité: des foiblesses qui la dégradent: tous les charmes de l'esprit, & toutes les petitesses des passions: l'imagination la plus brillante, le langage le plus cynique, & le plus révoltant de la philosophie, & de l'absurdité, & de l'adulalation: des hommages à la religion & des blasphêmes: des leçons de vertu, & l'apologie du vice: des Anathêmes contre l'envie, & l'envie avec tous ses accès: des protestations de zéle pour la vérité & les manéges de la mauvaise fois; l'enthousiasme de la tolérance & les emportemens de la persécution. Telles sont les étonnantes contrariétés qui dans un siécle moins inconséquent, que le nôtre, décideront du rang, que doit occuper cet homme unique dans l'ordre du génie, & dans celui de la société.

(*) Die Critik der Philontis scheint auf der Vernunft gegründet zu seyn. Wenigst wenn man in den Schriften einiger Verfasser, denen der heutige falsche Geschmack einen allgemeinen Beyfall giebt, die Antithéses ausstriche, so sähen sehr viele Stellen derselben aus wie ein siebenzigjähriges Frauenzimmer, in deren Antlitz man le fard ausgewischt hat.

Philontis fort; allein ich getraue mir nicht selbe zu sagen. Rede mein Kind, sagte der Vater, es soll dir erlaubt seyn. Ich habe schon öfters, sagte sie, Kleider gesehen, mit welchen man sich zur Faßnachtzeit zu maßquiren pfleget. Diese Kleider sind von unterschiedlichen guten und schlimmen Flecken von unterschiedlicher Farbe, worunter einige schön, die andern dunkel sind, zusammen gesetzet. Allein man nennet diese Kleider nur Arlequin, und auf deutsch Narrenkleider. Niemand erzeigte einen Beyfall wegen der angezogenen Gleichniß, welches Philontis ganz deutlich aus den Gesichtszügen der Anwesenden merken konnte; worauf die Mutter sagte: Mein Kind hättest du aufs wenigst die Schriften, oder Bücher mit einem Garten verglichen, in welchem verschiedene Blumen von schönster Farbe ohne Symetrie, oder Ordnung der Blumen, und Farbe gepflanzet werden; oder aber hättest du eine Gleichniß zwischen den Büchern, und einer Wiesen angeführt, auf welcher schöne in das Aug spielende Blumen, nebst geringfärbigen, und gemeinen Wächsen, und auf welcher heilsame, wie auch schädliche und vergiftige Kräuter, oft unter der schönsten Gestalt von Unwissenden, und Unbehutsamen gesammelt werden; so würde dein Einfall höflicher gewe-

sen seyn. Nach diesem wendete sich der Philosoph zu den dreyen Personen die vor ihm gesprochen haben, und sagte: Sie haben vollkommen recht, denn sehr viele Bücher finden sich heutiges Tages, die zum größten Nachtheile der Sitten in den Händen der Menschen herumschwermen. Wenn man diese Bücher durchließt, so findt man zwar in denselben sinnreiche Einfälle, zierliche Ausdrücke, und öfters erhabene Gedanken. Allein wie sie gemeldet, so geht diesen Büchern der Zusammenhang ab. Ja gar oft widersprechen sich die Gedanken untereinander; sie sind nicht systematisch abgefasset. Ich glaube, daß auch einige, die heut zu Tage grosse Geister genennt werden, einem gründlichen Gottesgelehrten zu widerstehen nicht im Stande wären, wenn er nur drey Vernunftschlüsse in syllogistischer Ordnung wider sie anführen würde. Eben so wenig können diese Bücher die mathematische Schärfe aushalten. Es ist im übrigen sehr zu bedauern, daß diese schädlichen Bücher zum Nachtheile der Religion so allgemein werden. Wie wird es gehen, wenn die Gleichgültigkeit der Religion noch weiters einreisset, und folglich die guten Sitten zerfallen (*). Es wird wahr

(*) Das verwunderlichste ist, daß wir in unsern aufgeklärten Zeiten gezwungen werden wider Thoren zu schreiben, die ohne Grund nur aus Pralleren die Offenbarung anpacken. Swift hat gesagt, man soll den Duell

werden, was der große Haller in seinen Gedichten singet: — — —

„Und einmal wird die Welt in den Geschichten
„lesen,
„Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats
„gewesen.

Ueber alles, was geredet wurde, war der junge Herr sehr aufmerksam, und man hatte zum Vergnügen des ganzen Hauses angemerkt, daß er von diesen wichtigen Wahrheiten sey gerührt worden.

Gleichwie die Aeltern immerdar wacheten, damit die Reinigkeit der Sitten ihrer Kinder von einer allzufreyen Denkungsart nicht verletzet würde, so sorgten sie auch unaufhörlich, wie dieselben von allem Aberglauben rein verblieben. Aeusserliche Dinge, auf denen der Pöbel öfters seine Religion zu gründen pflegt: Andachsübungen, die man gar oft mehr aus einer Gewohnheit, als aus Absichten tugendhafter zu werden, verrichtet, sind nicht dasjenige, zu dem Philon seine Kinder anmahnet. In



nicht verbieten, denn es kommen nur Narren durch den Duell ab der Welt. Ich wollte gar nicht, daß unsere schwache Geister wegen ihrem Unglauben ab der Welt kämen, vielmehr wollte ich sie in einem Tollhause wohl versorgen, und damit sie nicht vieles in demselben zu klagen hätten, so wollte ich ihnen den ersten Platz in solchem einräumen.

allen Ausübungen der Religion, setzet der fromme Vater die Tugend zum Grunde, wenn er diese nicht zum voraus sieht, so haben alle äusserliche Zeichen, sie mögen entspringen von wem sie immer wollen, bey ihm keinen Raum.

Wegen überhäuften Andachtsübungen gewöhnen sich die Kinder eine Lauigkeit an; und wird also bey ihnen die Hochachtung gegen die Heiligkeit der Religion geschwächet. In allzuwenigen Werken der Andacht hingegen, wird die Religion von den Kindern als etwas gleichgültiges betrachtet; und daraus entstehet eine Freyheit von derselben willkührlich zu denken.

Beyde diese Fehler weichen die Aeltern mit größter Sorgfalt aus, und zu diesem beut der gemelte Philosoph seine hilfreiche Hand. Aus diesen Absichten hat er der Philontis folgende Stelle aus dem Muratori vorgelesen: Diamo anche un' occhiata alle divozioni particolari, delle quali spezialmente si serve il Popolo. Noi troviamo sparse fra esso Medaglie, Agnus Dei, Corone, Pazienze, Abitini, Cordoni, Immagini di Santi, Brevi, confraternite, e simili invenzioni visibili di pieta. Jo non so qui per riprovarne alcuna. Voglio bensi ricordare ciò, che a me narrò un dignissimo e saggio cavaliere, che avea fatti molti viaggi per

erudizione ſua. Allorchè egli fu in Francia e Fiandra, ſi fermò alcuni giorni apposta in Cambray, per goder della converſazione del celebratiſſimo Monſignore di Fenelon Arciveſcovo di quella città. Era ſtato pregato quell' inſigne Prelato di accudire alla converſione ed iſtruzione di due nobili Donzelle di profeſſion calviniſtica, venute d'Inghilterra. Non fu a lui difficile il far loro conoſcere la verità, e ſantità della Religion cattolica, e gli errori della ſetta di Calvino. Un giorno dopo aver' eſpoſti i pregi della noſtra Chieſa, dimandò in fine, coſa loro ne pareſſe. Riſpoſe l'una d'eſſe: *Monſignore, la Religion di calvino mi ſembra troppo nuda; la cattolica Romana troppo veſtita* (*).

Werfen wir einen Blick auf einzelne Andachtsübungen, die der Pöbel vorzüglich auszuüben pflegt. Wir finden unter demſelben ausgeſtreuet, Ablaßpfennige, Agnus Dei, Roſenkränze, Teuffelsgeißeln, Ordenskleider, Gürtel, Bilder der Heiligen, Ablaßzettel, Bruderſchaften und andere dergleichen ſichtbare Erfindungen der Andacht. (**) Ich will hier keine



(*) Della Regolata Divozion De' Criſtiani trattato di lamindo Pritanio. Pag. 347.

(**) Ich ſtehe nicht gut für die Ueberſetzung, denn ich

derselben mißbilligen, vielmehr werde ich dasjenige erinnern, was mir ein kluger und würdiger Edelmann, der viele Reisen der Gelehrsamkeit wegen gemacht hat, erzehlte. Als derselbe in Frankreich und Flandern sich befand, hielt er sich einige Tage mit Fleiß in Cambray auf, damit er das Vergnügen hätte, sich mit dem berühmten Fenelon, Erzbischoffe dieser Stadt, in einen gemeinschaftlichen Umgang einzulassen. Es war dieser vortrefliche Prälat gebethen worden, zum Unterricht und Bekehrung zweyer adelichen Fräulein, die aus dieser Absicht aus England auf Cambray gekommen waren. Ihm fiel nicht schwer, denselben die Wahrheit und Heiligkeit der katholischen Religion begreiflich zu machen, und im Gegentheil die Irrthümer der kalvinischen Sekt ihnen aufzudecken. An einem Tage, als er ihnen die Vorzüglichkeit unserer Kirche erkläret hatte, fragte er, was sie von denselben hielten: eine derselben antwortete: Monseigneur, die Religion des Calvins scheinet mir gar zu entblöset, und die Römisch-Katholische gar zu sehr angekleidet zu seyn.

Die Wichtigkeit dieser ganzen Stelle hat die Philontis so sehr gerühret, daß sie ein großes Ver-

habe hier nicht genugsame Einsichten. Ein ehrwürdiger Mann hat mir hierinn Dienste geleistet, und die Stelle übersetzt.

gnügen in Anhörung derselben erzeigete; sie sagte zuletzt: das Fräulein muß mit einem feinen Geiste begabet gewesen seyn, da sie die Mißbräuche der einten, und die Mängel der andern Religion mit so wenigen Worten zu entwerfen wußte. Wenn man (fähret sie fort) durch die äußerlichen Zeichen aufrichtiger, gottseliger, mit einem Worte tugendhafter würde, so sollte man sich mit allen diesen Zeichen auszieren. Allein, nur diese Zeichen tragen und unterdessen kein wahrer Christ seyn, ist im Friede mit einem militarischen Ordenszeichen prangen, und im Kriege mit einem Hasenherze verzagen. Verzeihen sie mir meine Freyheit, ich habe ohne dem gelesen, der Apostel sage, die Weibsbilder sollen in der Kirche schweigen. Mein Kind, sagte Cornelia, was du zuletzt gesprochen hast, ist ganz gewiß; das erstere aber ist deinem Munde nicht allerdings anständig.

Ich muß hier noch eine Kritik nachbringen, die der Philosoph über die Bücher machte; er sprach: Gleichwie jene Bücher, die oft unter witzigen Einfällen und verblümten Ausdrücken mit schlimmen Sätzen angestecket sind, und insgemein aus Unwissenheit die Heiligkeit der Religion auszischen bey den Kindern den fürchterlichsten Schaden verursachen; so sind im Gegentheil jene Schriften,

die mit reinen Lehrsätzen der Tugend ausgezieret sind, eine wirksamme Beyhilfe der wahren Kinderzucht.

Das wachtsame Aug des Philons giebt seinen Kindern nur Bücher von der letzten Art in die Hände. Philontis, die allenthalben dem Winke des Vaters folgt, durchliest diese Bücher mit größter Aufmerksamkeit, die heiligen Stellen der göttlichen Schrift rühren vorzüglich ihr Herz; je mehr sie dieselben überleget, destomehr entdecket sie den Weg, der zur Vollkommenheit führet.

Es bringet Philontis auch eine Zeit in Durchlesung der Leben der Heiligen zu. Allenthalben wo sie eine Tugend antrift, die ihrem Stande angemessen ist, trachtet sie dieselbe nachzuahmen. Wegen diesem wurde ihr ein Vorwurf gemacht von einem Herrn, der sich mit Stamm-Registern, und Entwicklung alter Geschlechter beschäftiget (*).

Unter andern sagte er zu ihr: Verzeihen Sie mir, Mademoiselle, Sie zeigen nicht den feinsten

(*) In den Liefländischen Landes-Ordnungen steht unter andern (S. 583.) folgende Stelle vom Jahre 1668. Niemand, er sey auch wer er wolle, soll sich unterstehen einige Carmina um Gewinn und Genuß zu machen, vielweniger mit Stammbüchern, und andern solchen Bettelschriften herum zu laufen. Topographische Nachrichten von Lief- und Estland, durch Wilhelm Hupel.

Geschmack, da Sie Bücher lesen, in denen sich oft Sachen finden, die nur den Beyfall der Wahrscheinlichkeit verdienen. Mein Herr, antwortete sie, ich lese diese Bücher nicht um der Wahrheit sondern um der Tugend willen. Wenn ich die Tugend antreffe, so bekümmere ich mich nicht um die Richtigkeit der Umstände. Gesetzt man finde tugendhafte Stücke in diesen Erzehlungen, die sich nur auf die Einbildung des Verfassers, keineswegs aber auf die Wahrheit gründen, so bin ich der Meinung, daß diejenigen, so diese Bücher lesen, durch die Nachahmung diese Stücke sollen wahr machen, wenn immer ihr Beruf es ihnen erlaubet. Soll man deswegen eine Schrift die überall mit tugendhaften Stellen ausgezieret ist, nicht lesen, nur darum, weil nicht alles in derselben unumstößlich wahr ist? Wenn sie nur jene Geschichtbücher lesen wollen, die sich in keinem Stücke geirret haben, so müssen sie ein paar Duzend Bücher-Läden durchlaufen, und ich wünsche ihnen Glück, wenn sie nur eines finden. Im übrigen, sagte sie scherzend, lesen sie ihren L...., und ich den Rib...., wir wollen einander nichts vorwerfen.

Es ist nichts auferbaulichers, als die Andacht der Philontis, sie ist, wie ich schon gemeldet,

von aller Heucheley entfernet, alle Morgen macht sie eine eifrige Empfehlung in den Schutz des Allerhöchsten, welche ihr Herz aufwecket. Nach demselben schreitet sie unmittelbar zu den Geschäften der Haushaltung. Kein Tag geht vorbey, welchen sie nicht mit dem Gebette schließt. Bey dem öffentlichen Gottesdienste ist ihre eingezogene Aufmerksamkeit ein Beyspiel der ganzen Stadt. Die Heiligkeit der Religion erhebet ihre Seele allemal in zärtlichen Regungen bis zum Throne des Allerhöchsten, und die süssen Früchten dieser gottseligen Seele blühen immer mit neuen Tugenden. Ueberhaupt aber begreiffet die ganze Verfassung ihrer Religion keine andere Lehrsätze, als diejenigen, welche die Ehre Gottes, und die Pflichten gegen den Nächsten zum Gegenstande haben. Es ist schon gemeldet worden; trockene Ceremonien, die nur darum für heilig gehalten werden, weil der unwissende Pöbel für dieselben sich mehr bemühet, als für die Ausübung der Tugend, finden in ihrer Andacht keinen Platz, nur Tugend ist ihre Religion. Diese äussert sich sonderbar gegen den Armen und Nothleidenden. Hier hat Philontis schon ein mütterliches Herz; denn es ist kein Armer, für den sie nicht die Fürsprecherin bey ihren Aeltern ist. Bey allem diesem aber weiß sie wohl einen Unterschied zu machen

zwischen einem Bettler von Profeßion, und einem Bettler aus Noth. So mildreich sie gegen den letzten ist, so stark wird sie gegen den ersten aufgebracht.

Es fügte sich einstens an einem Werktage, daß ein junges Mensch ein Allmosen von Philontis verlangte; sie sagte zu ihm: Seyd ihr krank? nein, sprach die Bettlerinn, ich bin Gottlob gesund; doch aber sehr arm. Wie alt seyd ihr, fährt sie fort? ich bin siebenzehen Jahre alt, war die Antwort. Wie, sagte Philontis, ihr seyd gesund, siebenzehen Jahre alt, und habt einen starken Leib? wollet ihr, daß ich wegen euch sündigen soll? Ach nein, sagte die Bettlerinn, ich verlange ein gutes Werk, nemlich ein Allmosen von euch. Ihr sollet wissen, sagte Philontis, daß, wer euch etwas giebt, der versündiget sich gegen Gott, und den Nächsten; gegen Gott, weil er den Müßiggang pflanzen hilft, gegen den Nächsten, weil er dasjenige, was er euch giebt, einem Nothleidenden schuldig ist. Mit gutem Gewissen kann man euch kein ander Allmosen geben, als daß man euch zur Arbeit anhalte. Ich glaube, die Philontis habe in diesem Stücke die moralischen, und politischen Schriften des Fridrich Carls von Moser gelesen. Dieser Staatsmann, der seine Schriften mit erhabenen Gedan-

ken, sinnreichen Einfällen, und wichtigen Schlüssen ausgezieret hat, sagt (S. 264.) unter andern: „Die Arbeit ist der Tod der Betteley. Viele Bettler haben ihre Unterhaltung einem Vorurtheile zu danken, welches der Pöbel als etwas heiliges verehret. Es bildet sich derselbe ein: es sey ein gutes Werk, wenn man etwas seinem Nächsten ertheilet, der Nächste sey, wer er wolle". Philontis hat eine andere Moral, denn sie glaubet nicht, daß sie ein gutes Werk ausüben würde, wenn sie einem Bettler etwas gäbe, von dem sie glauben könnte, daß er das Allmosen in das Schenkhaus trüge. Eben so wenig glaubet sie etwas gutes zu verrichten, wenn sie einem Menschen etwas darreichte, von dem es gewiß ist, daß er nur aus Müßiggang arm ist. Bey Philontis geht die Liebe zum Nächsten nicht so weit. Es ist der Satz bey ihr ausgemacht, daß, wer sich selbsten helfen kann, und nicht will, kein erbarmenswürdiger Armer, sondern ein strafbarer Müßiggänger sey.

Man kann zum Lobe etlicher Klöster in — — sagen, daß sie sich ganz bereitwillig den klugen Verordnungen ihrer Obrigkeit unterworfen haben, und nicht mehr, wie zuvor, müßige Bettler unterhalten;

halten; sie haben selbsten eingesehen, daß viele tausend Menschen glücklich werden, wenn man das Bettelhandwerk abschaffet.

Wenn man im übrigen betrachtet, wie die Bettler noch wirklich anderstwo bey einigen Klöstern wimmeln, so wird auch diese Barmherzigkeit in der wahren Moral keinen Platz finden. Bey den Pforten der Klöster sieht man soldatenmäßige Knaben, mannbare Töchter, junge Wittfrauen, junge und alte Männer, Spieler, Trinker, Müßiggänger. Alle Gattungen und alle Alter können hier auf die Barmherzigkeit zählen. Am Sonntage gehen diese in das Kloster A, und bekommen eine fette Suppe. Am Montage in das Kloster B, und finden das gleiche. Am Dienstag in das Kloster C, und so weiters gehen sie von einem Orte in den andern, bis die Woche aus ist; am Sonntage fängt das gleiche an. Der Bettler hat nichts zu besorgen, er kann so gewiß auf seine Unterhaltung zählen, als auf ein ihm zugefallene milde Stifftung.

Es giebt sehr viele Gottesgelehrte in den Mannsklöstern. Ist die Distinktion der Philontis gut oder nicht? Den Frauenklöstern, weil sie keine Professoren haben, kann man es noch verzeihen. Doch

wäre es zu wünschen, daß Philontis auf eine Zeit Abtißinn bey diesen letztern würde (*).

Gleichwie Philontis in diesem Stücke nur dem reinen Trieb der Liebe folget, also haben auch alle ihre übrigen Andachtsübungen keinen andern Gegenstand als den, der aus der reinsten Quelle hersleußt. So gar, wenn Andachtsübungen mit eiteln Absichten begleitet sind, so werden dieselben von ihr nicht ausgeübet.

Ich glaube nicht, daß Philontis in dem fünfzehenten Jahrhunderte die Kutte eines Religiosen würde geküßet haben, um fünf Jahre Ablaß und eben so viel Quadragenen zu gewinnen. Viel weniger würde sie dieses in den heutigen Zeiten thun, in welchen man so gar anfängt, nicht mehr so fleißig den Pantoffel des heiligen Vaters zu küssen, der doch gewiß sauberer und feiner ausgeziert ist, als etwann die Kutte des Bruder Kochs (†). Philontis weiß mit einem Worte von keinen andern Andachtsübungen, als von denjenigen, deren Mittelpunkt die Tugend ist.

---

(*) Man muß es zum Lobe gewißer Klöster wiederholen. Alle diese Mißbräuche sind nun aufgehoben, und das Gemälde ist ein Bild der vergangenen Zeiten.

(†) Wie verschieden sind doch die Zeiten, oder vielmehr die Menschen. Balthasar Coscia, ein Neapolitaner, der 1410 zum Pabstthume erwählet ward, und den Namen Joannes XXIII. trug, hat den obgemeld-

Wenn schon Philontis alle ihrem Stande angemeßene Andachtsübungen verrichtet, und fast unaufhörlich der Arbeit oblieget, so findet sie doch einige Zeit, entweder sich in die Gesellschaft zu begeben, oder aber zu Hause sich anständig zu erlustigen.

Bevor ich von der Gemüthsergötzung der Philontis etwas weniges melde, so muß ich ein Spiel hier beschreiben, daß sich in dem Hause des Philons befindet; dieses wird von ihm das Kriegsspiel genennet, und es bestehet in einem großen Tische, der acht Schuhe breit, zween Schuhe acht Zolle hoch, und wohl über zwanzig Schuhe lang ist.

Die ganze Fläche dieses Tisches ist mit kleinen Quadratchen wie im Schachspiele bedecket. Auf eben dieser Fläche sind nach Vauban und Cohorns Grundrissen, zwo Vestungen aufgerichtet. Auch finden sich kleine Dorfschaften von wenig Häusern



ten Ablaß verliehen, wie P. Viva, ein Jesuit in Trutina damnatarum Thesium in appendice indulgentiarum pag. 100 meldet. Dieser freygebige Vater ward in dem Kostnizer Koncilium A. 1415 den 25ten May abgesetzt. Clemens der XIV. der dem Joannes gar nichts gleichet, hat in unsern Zeiten nicht nur keinen Ablaß auf die Kutten geleget, sondern einigen Religiosen so gar die Kutte abgezogen.

alda; mit einem Worte, der Tisch stellet einen Plan von einer ganzen Landschaft vor, die von einem Fluße, den sie die Ambe nennen, durchströmt wird. Alles ist hier nach dem verjüngten Maasstaabe in gewißer Proportion aufgezeichnet. Zu diesem Spiele haben sie eine große Menge von kleinen Figuren, die etwa drey Zolle hoch sind; diese stellen Soldaten und Offiziers vor, vom Fendrich bis zum General en Chef. Diese Soldaten und Offiziers werden in zwey Kriegsheere abgetheilet, wo die einte Armee weiß mit rothen Aufschlägen, und die andere roth mit weißen Aufschlägen gekleidet ist. Die Offiziers sind alle nach ihrem angehörigen Range ausgezieret. Alle diese Figuren werden in zwo Schlachtordnungen gestellet, wo die einte Armee vom Hannibal, die andere vom Scipio kommandirt wird. Hier wird die Taktik beobachtet; die Märsche sind in einer kleinen Orgel, oder Cilinder (so wie man die Kannarienvögel singen lehret) aufgezeichnet. Und diese machen zugleich die Feldmusik aus; nach diesem rucken die zwey Armeen auf einander los, wo ein jeder Theil ihm nach Belieben einen Marsch auserwählet, doch so, daß allzeit zwischen dem Takte und den Quadrätchen eine Uebereinstimmung seyn muß. So bald die Kriegsheere einander in das

Gesicht kommen, so feuren sie nach einer sowohl für Stücke als Flinten bestimmten Distanz auf einander los. Zu diesen Absichten haben sie so viele Würfel als Streitende sind. Die Würfel sind geometrische Octoedrum dodecaedrum &c. Auf denselben ist Tod, Flucht und Wunde in möglicher Verhältniß gezeichnet, und die Fehler sind weiß. Ein jeder Soldat, Offizier, u. s. w., ist mit einer Zahle bezeichnet, welche Zahl sich auch auf einem Würfel befindet, so daß, wenn z. B., der Würfel Tod zeiget, so ist der Mann verlohren, und so hat es eine Beschaffenheit mit der Flucht, Wunde, Fehler, u. s. w. Es wäre hier noch vieles zu erinnern, welches aber einem erfahrnen Kriegsmanne zu bestimmen überlassen wird.

Dieses ist das Spiel, welches Philontis vorzüglich liebet, und das günstige Geschicke hat ihr schon so viele Siege eingeräumet, daß man ihr öfters den Namen einer Heldinn beygeleget hat. So bald die junge Heldinn zu streiten anfängt, so funkelt aus ihren Augen ein Feuer, welches in größter Gelassenheit allen Umständen des Schicksals entgegen siehet, und weil sie weiß, daß auch die kleinsten Umstände öfters den wichtigsten Ereignissen den Ausschlag geben, so ist nichts, das ihrem Beobachtungsgeiste entweichet. Die Ordnung ihres

Kriegsheeres ist so eingerichtet, wie es die Lage des Orts, und die Stellung der gegen sie anrückenden Armee erfodert. Die Würfel sind ihr vielmal so günstig, daß sie eine grosse Menge ihres Feindes auf einmal erleget. Allein hier sieht man kein Merkmal einer Freude an ihr, sie fahret mit kaltem Blute fort, ihren gefaßten Plan auszuüben. Und wenn das Geschicke ihr gänzlich zuwider ist, so ziehet sie mit eben jener Stärke des Geistes ihr geschlagenes Heer zurück, mit welcher sie angegriffen hat. Glück und Unglück wirken nicht auf ihr Gemüth, sondern nur auf ihr Kriegsheer. Ueberall feuert sie so angenehm auf ihre Feinde los, daß man fast eben so gern von ihr möchte besieget werden.

Der Vater hat die Philontis dieses Spiel gelehret, und sie ist wirklich (wenigst dem Glücke nach) in demselben so erfahren, daß sie den Vater öfters überwindet. Ich will hier ein pathetisches Gespräch zwischen dem Vater und der Tochter anführen, zu welchem dieses Spiel Anlaß gegeben hat. Vater. Mein Kind willst du mich dann immer besiegen? Tochter. Es ist das Geschick, welches euerer Tochter die Siege einräumt. V. Was gedenkest du, wann du so tapfer wider mich streitest? T. Ich wolle meinem Lehrmeister Ehre machen. V. Warum sind die Würfel dir so günstig, wenn du auf

meine Armee losbrichst? T. Das eigensinnige Schicksal ist nicht in meiner Gewalt, sonst würden sie siegen. V. Auch deine Kunst verfolget mein widriges Schicksal. T. Ich wiederhole es, die Kunst ist euere, und das Schicksal ist eigensinnig. V. Du liebest mich dannoch, wenn du mir schon so feindselig begegnest? T. Ja hier möchte ich gar eine Heldinn seyn, und sie ernstlich besiegen. V. Auch hier willst du mich überwinden? T. Wenigst wenn sie auch dieses einen Krieg nennen, so werde ich mich, so lange ich lebe, mit Ihnen in keinen Friedens-Congreß einlassen.

Das Gemüth der Philontis, wie ich schon kürzlich gemeldet habe, welches sich ganze Täge in den Haushaltungsgeschäften geübet hat, rastet öfters in angenehmen Ergötzungen aus; sie verfüget sich deswegen dann und wann in Gesellschaften; doch aber machet sie aus denselben gar keine Gewohnheit, und ist auch nicht wie einige Weibsbilder, die alle Tage ohne Unterlaß in der Spielgesellschaft so fleissig erscheinen, als wären sie peremtorie citirt worden, da sie doch beynahe keine andere Arbeit verrichtet haben, als daß sie ihren Körper, und Kleider vor dem Spiegel die Musterung haben paßieren lassen.

Unsere Philontis ist in diesen Gesellschaften nicht die angenehmste Person, denn was an ihr recht zu tadeln ist, so verspüret man an ihr öfters eine Nachläßigkeit im spielen. Ja wenn sie sieht, daß ein Frauenzimmer, wenn es den Schgart leget, dem Pagate oder einem Könige nachjaget, ein so ernsthaftes Gesicht machet, als hätte es ein algäbraisches Problem aufzulösen, so hat sie nicht so viel Einsicht, als daß sie diesen ernsthaften Fleiß zu loben weiß; ja ihre Ausschweifung ist oft so groß, daß sie ihre Aufmerksamkeit auch in der Spielgesellschaft einer Sache widmet, die zum Spielen gar nicht gehöret. Ich will eine Ereigniß erzehlen, die die Ausschweifung der Philontis zeigen wird.

Ein junges Herrchen kam in die Gesellschaft, und ich weiß nicht aus was für einem Schicksale ein wenig zu späth. Kaum hatte er die Pforte eröfnet, so rufte man mit frölichem Gemüthe: A ha! sind Sie da? warum so späth? man hat Sie mit ungedultigem Erwarten schon lange gemisset. Kommen Sie geschwind, ein Sessel her, nehmen Sie Platz, sitzen Sie nieder, nehmen Sie Karten. Was leben Sie? wo kommen Sie her? warum nicht früher? Philontis dachte, dieser muß in der That ein wichtiger Mann seyn, oder wenigst müssen diese Frauenzimmer denselben für wichtig halten.

Der Werth vieler Dinge auf dieser Welt ist nur darum wichtig, weil die Menschen denselben sich so einbilden. Unser junge Herr wird um desto wichtiger seyn, da er einen Tanzmeister-mäßigen Bücker wohl spielen, und die ganze Versammlung mit fleißigen Geschwätzen unterhalten kann.

Dieses sind Stücke, die ihren Werth nach der Denkungsart dieser Menschen nicht nur in der Einbildung, sondern in der Natur gegründet haben. In unserm Jahrhunderte, welches auch die süssen Herrchen die aufgeklärten Zeiten heissen, trachtet man durch rafiniren, oder rektifiziren bis zum realen Werthe der Sachen zu gelangen. Ein Philosoph, der öfters an der schwarzen Galle krank liegt, dessen Gesichtszüge dem Heraklit in etwas ähnlich sind, undder sich sonst zur stoischen Sekt bekennet, sagte einstens in ganz ernsthaften Ausdrücken: Man lieset zwar öfters auch in periodischen Schriften der Litteratur, in unserm aufgeklärten Jahrhunderte, in unsern philosophischen Zeiten, und dergleichen. Man muß aber sehr nachdenken und die Begriffe weit herholen, bis man das philosophische Wesen in unsern Zeiten antrift. Ja wenn man die Lebensart der alten Philosophen, mit den meisten Philosophen unsers Jahrhunderts in eine Betrachtung

ziehet, so wird man einen größern Unterschied zwischen denselben antreffen, als der, so sich wirklich zwischen Athen, und Gerisau befindet.

Ich habe, fuhr er fort, ein zahlreiches Kriegsheer gesehen. In demselben befand sich eine grosse Menge der Haarflechter, und alles war so aufgeputzt, nicht als wenn eine Schlacht, sondern ein Ballet bevorstünde. Der große Cyrus wurde bey Wasser, Brodt, und Kreßig erzogen. Die Nächte brachte er in der Corps de Garde zu.

Portius Cato, der die römische Kriegsheere kommandirte, wurde im Felde von einem einzigen Sklaven bedient, der in einem Sacke das ganze Equipage dieses großen Generalen mittrug. Sind nicht seine Gnaden Herr Hauptmann in unsern philosophischen Zeiten weichlicher bedienet? Nachdem Plato von Dionisius zu Sirakus nach Griechenland zurückgekehret war, so soll er gesagt haben: Das verwunderlichste sey ihm in Sizilien vorgekommen, daß man dort in einem Tage zweymal esse. Auch soll er vom Dionisius gesagt haben: Vidi monstrum in Sicilia bis in die saturatum. Was würde dieser große Philosoph in unsern philosophischen Zeiten sagen, wenn er die Küche und Keller vieler Häuser, in welchen man des Tages viermahl ißet, sehen würde! Ich bin noch nicht

lang, sagte weiters dieser Momus, in einem Orte gewesen, allwo eine große Fürstinn wohnte, es sind dort zwey schlechte Zimmer, und in einem ein alter Kasten, den die Königinn soll gebraucht haben. Ich bin versichert, daß in unsern Zeiten keine aufgeputzte Kammermagd ihre Kleider darein legen würde. Man findet periodische Schriften von neumodischen Kleidern, Tabackschachteln, Cannenknöpfen und dergleichen. In unsern philosophischen Zeiten drucket man Bücher mit kostbaren Kupfern, in welchen methodisch abgehandelt wird, wie sich das Frauenzimmer coefiren solle. Kochbücher findet man fast in allen Buchhandlungen. Wer wollte nicht eingestehen, daß wir in aufgeklärten Zeiten leben? In den physikalischen Schulen, sagte Momus weiter, sieht man so viele Figuren und Instrumente, daß man glauben sollte, man wäre auf einem Tandelmarkte; als ich ohnlängst in eine physikalische Disputation eingeladen wurde, und in einen großen Saal hinein trat, so erschrack ich, da eine unzählige Menge der Instrumente, weitschichtiger Zeichnungen und Figuren meine Augen auf einmal überraschten. Meine Einbildungskraft wäre gewiß in eine Ohnmacht gesunken, wenn ich nicht schon verschiedenemahle in Apotheken gewesen wäre, und also mich diese

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Marktschreyerey angewöhnet hätte. Ich dachte, diese würden die Quadratur des Cirkels eben so wenig erfinden, als die Marktschreyer das Panacäum. Momus wollte noch andere Stände durchgehen, und das philosophische Wesen suchen, allein ein neumodischer Philosoph fiel ihm in die Rede, und sagte ganz spröd: Es sind philosophische Zeiten, und das ist genug. Momus antwortete in einem ganz sanften Tone: Es ist eine alte Observation, die nicht ich gemacht habe, daß viele Partikularen in unsern Zeiten niedlicher, weicher, und man kann sagen, wollüstiger leben, als vor Zeiten Könige und Fürsten. Wenn die Philosophie in einem niedlichen Tische, in ausgezierten Zimmern, in köstlichen Häusern, in prächtigem Aufzuge und zahlreicher Bedienung bestehet, so befinden wir uns gewiß in philosophischen Zeiten. Unsere philosophische und aufgeklärte Zeiten bestehen auch zum Theile in dem, daß gewiße freche Geister, wie vormals die Sceptiker an allem zweifeln Diese Witzlinge untersuchen alles, und wenn sie sich einbilden, ihr großer Jupiter habe sie gemäß seiner himmlischen Staatsmaximen mit einem philosophischen Geiste beseelet, so wollen sie als Reformatores des menschlichen Geschlechtes alles in eine neue Form und Mod ell bringen. Alles, was alt ist, kömmt ihnen

verdächtig vor, oder muß wenigst verbessert werden. Ihre Denkungsart ist so vermeßen, daß sie auch die heiligsten Sachen zu untersuchen sich unterstehen. Allein wenn sie in die Geheimniße des Himmels gucken wollen, so giebt ihnen öfters der große Jupiter den Fuß für den ——, und schickt sie als schwache Projektenmacher zu ihren eingeschränkten Begriffen zurück. Ich muß doch mit den heutigen Sceptikern in diesem übereinstimmen, nemlich, daß man mit billigem Grunde zweifeln könne, ob der Schwarm unserer heutigen Philosophen gründliche Denker seyen. Es könnte vielen dieser Philosophen ergehen wie den Gothen, die zu ihrer Zeit sich einbildeten einen guten Geschmack in der Baukunst zu besitzen, da doch die Nachwelt gezeiget hat, daß diese Barbaren ihre Gebäude mit chimärischen Zierungen belästiget haben; man muß das Urtheil unsern Nachkömmlingen überlassen; es kann seyn, daß sie an uns tadeln, was wir an unsern Voreltern schelten. Wenigst da wir noch immer aufheitern, und aufklären, so scheint es, daß wir noch nicht seyn, was wir uns einbilden. Denn wo hat immer ein vernünftiger Mensch den Leibarzt beruffen, der einen gesunden Körper hatte? Endlich beschloß dieser mürrische Mann seine Rede, und sagte: Auch die Künste sind in unsern Tagen hoch

gestiegen, und besonders die Mahlerey, denn man findet so gar Philosophen, die sich in gemahlte Antlize verlieben. Man siehet leicht, daß dieser Kritiker gar zu altväterisch raisonirt. Einige unsers Frauenzimmers urtheilen in gewissen Fällen ganz anders. Die Vollkommenheit eines Mannes bestehet bey ihnen in dem, daß er recht artig aufzuwarten weiß. Die altgriechischen Damen wußten fast von keinen andern Verdiensten ihrer Männer, als von denen, so sie dem Vaterlande leisteten. Heutiges Tages hat man das Vaterland noch nicht gänzlich vergeßen; denn es heißt noch allzeit: ubi bene, ibi patria, und damit das Vaterland recht bedienet werde, so bilden sich einige ein, es sey sehr gut und anständig sich in einer Gesellschaft der Damen aufzuhalten. Es ist also billich, daß man sich öfters in der Gesellschaft der Frauenzimmer befinde, damit man auch verdienstvoll werde.

Kehren wir wieder zu unserm jungen Herrn zurück. Kaum hatte er sich niedergesetzt, und zu spielen angefangen, als ein alter Herr in den Saal hineintrat. Es muß ein ganz außerordentlicher Zufall diesen verdienstvollen Mann in die Gesellschaft geleitet haben; denn außer dem Schachspiel weiß er kaum, was spielen oder Karten sind. Es hat dieser liebenswürdige Greis seine junge

Jahre der Kriegesbaukunst gewiedmet. Viele Feldzüge, denen er beygewohnt, und einige Wunden, haben seine Verdienste vorzüglich ausgezeichnet; izt widmet er sich gänzlich der Staatskunst, und die allgemeine Glückseligkeit ist sein einziger Augenmerk. Er glaubet, das Spielen komme ursprünglich von solchen Menschen her, die nichts wichtiges zu denken im Stande waren, oder wenigstens nichts wichtiges denken wollten.

Die Denkungsart dieses Herrn mußte schon bekannt seyn, denn sein Eintritt in den Saal war nicht so glorreich, als der Eintritt des jungen Herrn. Man hatte kaum an den Anwesenden, außer an der Philontis wahrnehmen können, daß jemand hinein getreten sey. Das geschah aber doch nicht aus Unhöflichkeit; denn man jagte wirklich den Pagat, wozu aufmerksamkeit erfodert wird, und die Ausschweifung einen verdienstvollen Mann zu begrüssen, hätte der einten oder andern Parthey nachtheilig seyn können. Doch war eine alte Dame zugegen, die diesen Herrn begrüßte, und sagte: Johann gebt dem Herrn einen Sessel. Der alte Herr setzte sich zu Philontis, die damals nicht spielte, und sagte zu ihr ganz in der Stille: Warum so ernsthaft Philontis? haben Sie lange Zeit? nein, antwortete die Philontis: aber Sie werden vielleicht lange Zeit bekommen. Nein, erwiederte der Herr: ich sehe

das Spiel, wie einen Krieg an, wo immer der einte den andern zu besiegen trachtet. O! wenn das Spielen, sagte Philontis, ein Krieg ist, so sind viele Städte wie das trojanische Pferd mit Helden angefüllet. (*)

Folard hat bey diesen ausgelehret, und Vauban muß zu ihnen in die Schule gehen. Das ist wohl ein schädlicher Krieg; denn hier gewinnet niemand, sondern alle verlieren die edle Zeit. Bey dem täglichen Spielen versäumet man die Haushaltungsgeschäfte, die Dienstbothen machen zu Hause, was sie wollen, die Kinder sind nicht unter den Augen der Aeltern, und folglich geht die Kinderzucht zu Grunde. Neben den moralischen Reden, so sie zu dem alten Herrn sagte, machte Philontis sich noch halb melancholische Gedanken, da sie sehen mußte, daß man einem so wichtigen Staatsmanne fast keine Ehre anthäte, und hingegen den jungen fast anbethete.

Auch hier hatte Philontis Unrecht, denn ein Mensch sieht dasjenige nicht, so außer seinem Gesichtskreise liegt. Wie will sie also, daß Menschen, die

(*) Montagne fand sich nur in großen Gesellschaften einsam. Große Geister müßen sich nicht gar zu oft in große Gesellschaften begeben; denn gar oft spielen große Plauderer in denselben die erste Rolle. Wer tiefsinnig und philosophisch denkt, der gehört ins Cabinet.

die fast nichts anders wißen als spielen, und sich zierlich kleiden, einen Unterschied zwischen einem Staatsmanne, und jungen Gecken machen. Wer nur ein Gefühl vom spielen hat, der findet sein höchstes Labsal an einem aufgemunterten Spieler. Der Jäger spricht von Jagdhunden und Gewilde, der Jubilierer von Kleinodien, der Handelsmann von Waaren, und der Spieler von den Karten. Die Urtheile der Menschen werden öfters von jenen Gegenständen eingeschränket, mit welchen sie sich insgemein beschäftigen, und man wird auch bey den Menschen keine andre Handlung, kein anderes Betragen wahrnehmen als dieses, so aus ihren Begriffen zu entstehen möglich ist. Das Verlangen der Philontis ist um desto ungereimter, weil man in den Assembleen kein Gewehr präsentiert, keine Parade aufzieht, und viel weniger einen Anlangenden mit Stuckschüssen salutirt. Wenn ein Spieler seine Kunst in einer Versammlung grosser Staatsmänner zeigen wollte, so glaube ich, daß das unmaßgebliche Guterachten dahin gehen würde, dem Spieler das consilium abeundi zu geben. In einem Feldzuge jaget man nicht dem Rosenfant, oder Treffeln-König nach; ein guter General muß behutsam trachten das auszuüben, worauf im

Cabinet der Schgart ist geleget worden. Und der General, der in einer Feldschlacht a tout spielet, hat nicht Zeit einem Kartenspieler grosse Ehre zu bezeugen. Ueberhaupt schätzet ein Mensch den andern nach seinem Geschmacke, und wer zu schätzen anfängt, der glaubet, daß sein Urtheil unumstößlich sey. Denn wie viele Menschen giebt es, die glauben ihr Maasstab sey unrichtig? also beurtheilet der Spieler seinen Nächsten nach den Karten, und man kann ihm folglich nicht aufbürden einen Staats- oder Kriegsmann höher zu schätzen, als einen seines gleichen, absonderlich weil er sich selbsten dadurch zernichten würde. Wer ist aber auf diesem Erdfleck der nicht glaubet, er habe auch etwas zu bedeuten. Zu dem haben die Spieler nicht Zeit ihre Gedanken nach andern Gegenständen zu richten; denn sie müssen fragen, wer gestern verlohren, wem das Glück günstig gewesen sey, ob die Gesellschaft zahlreich, ob viele Tische mit Karten besetzt gewesen seyn, wo man morgens hingehen wolle, wie man trachten werde die Gesellschaft aufzumuntern, und zu begeistern? Diese und dergleichen wichtige Discoursen lassen dem Spieler nicht zu, daß er seine Gedanken auf etwas anderes wende. Philontis heisset diese Discoursen elendes Zeug. Sie sagte einstens: man sollte doch

auch von der Arbeit, von der Kinderzucht und Oekonomie reden; das elende Zeug habe schon manche Viertelstunde ihre Ohren gemartert. — Da Philontis von der Kinderzucht redete, so fiel jemanden ein sie zu befragen, ob sie auch heurathen wollte. Philontis, die viel außerordentliches an ihr zu haben scheint, hat doch dieses mit andern Weibsbildern gemein, daß sie wie andere, sich zu verheurathen verlanget. Allein auch hier scheint eine gewiße Freymüthigkeit sie vor andern Weibsbildern auszuzeichnen. Denn wenn eine Rede von dem Ehestande auf die Bahn gebracht wird, so verhüllet sie ihre Denkungsart nicht unter gewißen Gesichtszügen, die gern kaltsinnig eine Gleichgültigkeit erzwingen möchten, in der That aber allzeit mit einem sanft schleichenden Lächeln begleilet sind. Nein Philontis ist nicht unter jene Weibsbilder zu zählen, die sich verstellen, oder aus einem gewissen Vorurtheile sich vor der Wahrheit scheuen. Sie ist keine Heuchlerinn, Augen, Mund und Herz reden bey ihr die Sprache der Aufrichtigkeit; sie fürchtet sich nur vor dem Laster; das hasset sie so stark, daß eine immerwachende Behutsamkeit auch der Gebrechlichkeit allenthalben den Weg abschneidet. Als eine wohlgestaltete Tochter, die auch zugleich

sehr reich war, ihr ganz vertraulich sagte, sie verlange noch nicht zu heurathen, so antwortete Philontis: Sie haben recht, meine Freundinn, denn ein Weibsbild, welches sich lange mit dem Heurathen beschäftiget, ist wie eine Blume, die um desto weniger werth ist, um desto länger sie auf dem Markte steht. Ich lasse mich dem göttlichen Schicksale über, welches meine Aeltern erleuchten wird um mich zu leiten. Doch muß man in diesem Geschäfte keines Wegs sorglos seyn; denn es führet eine allzugroße Wichtigkeit mit sich. Wenn aber schon die Töchter alle ihre Sorgen dahin richten, wie sie sich in eine gute Heurath einlaßen können, so sind sie doch deßwegen auf keine Weise zu beschuldigen; denn wenn wir nachdenken, so finden wir, daß die Töchter fast einen einzigen Weg haben ihr Glück zu machen, und dieser ist derjenige, der zu einer vortheilhaften Heurath leitet. Wollen die Weibsbilder in dem geistlichen Stande ihr Glück machen, so ist dieser Weg denselben sehr schwer, denn gar wenige haben die Vokation eine reiche Aebtißinn zu werden. Den Weibsbildern giebt man keine Staatsämter. Im militarischen wird ihnen die Herzhaftigkeit abgesprochen, in Künsten und Handwerken sind sie nicht zünftig; mit einem Worte zu allen öffentlichen Aemtern und

Einkünften ist ihnen der Weg abgeschnitten. Nur können sie zu Ehren, Aemtern, Einkünften, und dergleichen durch eine Heurath gelangen; fehlt also diese, so ist eine Tochter verlohren. Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn die Töchter eine gute Zeit des Tages zubringen, um sich auszuzieren, und annehmlich zu machen, damit sie gefallen. Es ist ja die Noth, welche sie zu einem so eiteln Wesen zwingt, da sie durch keinen andern Weg ihr Glück machen können, als gesagter massen durch das Heurathen. Zu dem wissen die Weibsbilder, daß sie die Mannsbilder mit ihren weichen, eiteln und fast nichts bedeutenden Reden und Geberden bezaubern können. Wer will es also ihnen übel ausdeuten, wenn sie sich nach der Welt richten? Wird man ihnen aufbürden, sie sollen durch Tugend zu gefallen trachten, so werden sie heimlich lachen, denn sie wissen ja, daß unter hunderten, die sich Philosophen nennen, beynahe fünfzig Windmacher, und neun und vierzig Sophisten sind. Wie will man also den Weibsbildern die Tugend als ein sicheres Mittel zu heurathen vormalen? Auch ist es nicht einmal stilus curiæ, daß man die Tugend als einen Hauptartikel in den Ehe-Contrakten einsetze. Ein kluger

Staasmann betrachtet die Menschen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollten; denn wäre der Mensch, wie er seyn sollte, so wäre die Staatsklugheit eine unnöthige Bemühung. So beruhet die Heurathsklugheit der Weibsbilder in dem, daß sie sich nach den Männern richten, wie sie wirklich sind, und nicht wie sie seyn sollten. Wären alle Männer tugendhaft, so würden ihre Bemühungen keinen andern Gegenstand, als die Tugend haben; da aber die Heurathsabsichten selten durch blos tugendhafte Handlungen erreichet werden, so ist ja nicht zu bewundern, wenn man solche Bemühungen anwendet, welche zweckmäßig ihre Wirkung erhalten.

Eine ganz andere Beschaffenheit hat es mit den Mannsbildern; denn sie können allenthalben durch Tugend und Verdienste ihr Glück machen. Zu allen Ständen steht ihnen der Weg offen, wenn sie nur Tugend und Verdienste mitbringen. Wie oft ist nicht in dem geistlichen Stande der wohlehrwürdige Pater zur hochfürstlichen Gnaden geworden, dergestalten, daß das Stammregister sich öfters selbst verwundert hat, daß die Tugend so große Kraft habe die Menschen in einer so kurzen Zeit zu metamorphosiren? Wer weiß nicht, daß gar oft eine unerschrockene Brust durch eine kühne Tapferkeit auch

dem Tode zum Trotze ihr größtes Glück erfochten habe? Wo hat jemal einer, der das Corpus Juris recht unmaßgeblich auszulegen wußte, Mangel gelitten? So hat es eine Beschaffenheit in den Künsten und Handwerken; denn versteht einer seine Kunst und Handwerk, so muß man es ja für ein Glück schätzen, wenn man Arbeit von solcher Hand haben kann. Mit einem Worte, die Mannsbilder brauchen nicht zu heurathen, es sind hundert und hundert Wege offen, wo ein Mann, der Tugend und Verdienste besitzet, sich zu seinem Glücke erschwingen kann; da hingegen die Weibsbilder nur das Heurathen, als den einzigen Weg, der öfters wohl besetzet ist, offen haben, durch welche sie zu ihrem Glücke gelangen können.

Es ist überhaupt ein bedaurungswürdiges Ereigniß, daß das Schicksal die Tugend der Weibsbilder so wohl in Ansehung der Militar- und Staatskunst, als auch fast aller gemeinnützigen Künste und Handwerke reitzlos gemacht hat. Die Schönen sind die Helfte des menschlichen Geschlechtes; also sollten die Mannsbilder die Ehren und Vortheile auch in die Helfte mit denselben theilen. Mich dünkt, es klingte öfter eben so wohl, eine Staatsfrau, als ein Staatsmann. Im militarischen könnte die

Sache noch besser angehen; denn man eignet ohne dem den Weibsbildern zu, sie seyen geneigter zum kämpfen als die Mannsbilder. Was aber hier die Bewunderung übersteiget, ist dieses, daß unter so viel Hunderten, die sich an der Staatskunst halb melancholisch gestudirt haben, keinem eingefallen ist, daß die Weibsbilder auch am Staats- und Militarwesen Antheil haben sollen, wie die Mannsbilder, als allein dem Plato. Dieser grosse Staatsmann will in seiner Republique im 5ten Buche, daß die Weibsbilder, so wohl als die Männer, am Staatsruder sitzen sollen. Er will, sie sollen reiten, fechten und sich in den Waffen üben; er will, sie sollen im Falle der Noth dem Feldzuge beywohnen, und das Vaterland, gleich den Männern, durch ihre Tapferkeit beschützen. Ich war gesinnet eine Uebersetzung von einigen Stellen der großgünstigen Gesinnung des Plato gegen die Weibsbilder, was das Militarische betrift, hier beyzurücken. Da aber Plato keineswegs verlanget, daß die Weibsbilder vor der Musterung bey der Toilette sich zieren sollen, so getraue ich mir nicht etwas von denselben zu melden. Alle übrige Rechte, die Plato in seiner Republique den Schönen einräumet, sind Merkmale der tiefsinnigsten Staatskunst; denn Verstand und Tugend sind Gründe darauf die

Sicherheit und Wohlfahrt des gemeinen Wesens beruhet (Wolff. Politik. Bl. 180. Num. 242.) Und da die Staatskunst keine andere Absichten, als die allgemeine Wohlfahrt zum Gegenstande hat, so dehnet Plato Tugend, Verstand, und allgemeine Wohlfahrt in einem vollen Maße über das ganze menschliche Geschlecht aus. In der platonischen Republique sind die Weibsbilder nicht genöthiget ihre Wohlfahrt durch das Heurathen zu suchen; die Weißheit derselben kann sich auch allenthalben zum Besten des gemeinen Wesens entfalten, und sie können also ihr Wohlseyn aus den reichen Quellen der Staats- und Kriegskunst schöpfen.

Da Philontis hörte, daß Plato den Weibsbildern mit so vielen Ehren-Aemtern, Einkünften und Gewalt, sowohl im Staats-als Militarstande, aufzuwarten getrachtet habe, so sagte sie: Es ist gut, daß man diesen grossen Philosophen schon vor mehr als tausend Jahren den göttlichen Plato nannte; denn heute würde er gewiß ein süßer Herr heissen. Wie weit sich der Gedanken der Philontis auf die Aufrichtigkeit gründe, läßt sich nicht am deutlichsten entwickeln; denn so gewiß die Freymüthigkeit der Philontis unheuchelbar ist, so gewiß

lassen doch allezeit die Weibsbilder eine gewisse Deutlichkeit zurůcke, wenn sie von der Bestimmung ihrer Vorzůge reden. Alle bilden sich ein, der Raum der Ehre sey ihnen nur darum so enge eingeschrånket, weil die Kůhnheit der Mannsbilder mehr um sich greiffet, als die ihrige. Wenn die Ehrbegierde ein Merkmal edler und erhabener Seelen ist, so ist die Gröẞe der Seelen des andern Geschlechtes eben so weit ausgedehnet, als der Mannsbilder. Wegen dem aber, daẞ einer seine Absichten nicht erreicht hat, lǻẞt sich nicht folgern, daẞ er nicht eben jene Absichten gehabt habe, als wie ein anderer, der die seinigen erfůllet hat. Wir wollen also dahin gestellet seyn lassen, wie weit die Kritik der Philontis sich grůnde.

Wenn man im ůbrigen was tiefer in den Entwurf des Plato einsiehet, so hat er nichts neues in der Staatskunst aufgebracht, denn er sagt nur das, was tåglich ausgeůbet wird. Vielen Weibsbildern fehlet nichts als der Staatsrock, so wůrde man sie als Můtter des Mutterlandes verehren. An vielen Orten ist der Mann der Zeiger an der Uhr, und die Frau die Triebfeder; der erstere geht allezeit nach Verhåltniẞ der Kraft der letztern. Unsere Staatsgrůbler sollten eine ganze Abhandlung dem widmen, wie die Månner sich von der Herrschaft

der Weibsbilder losreissen können. Und erst alsdann könnten sie ihre Lehrsätze der Staatsweisheit in gemeinnützlger Hofnung ausbreiten; denn was nutzen ganze Staatsfolianten, wenn doch nur diejenigen herrschen, welchen man es für einen Staatsfehler anrechnen würde, wenn sie dieselben lesen würden. Erklären wir uns deutlicher: derjenige ist ein guter Politiker, der sichere und geschwinde Mittel weiß ausfündig zu machen, wodurch er die Glückseligkeit wenigst in Ansehung seiner Einzelnheit erreichen kann. Nun ist es eine unumstößliche Wahrheit, die sich auf die tägliche Erfahrung gründet, daß die Fähigkeit der Menschen weit geschwinder und sicherer, ein Amt, Ehre, Einkünften und dergleichen, durch die Gunst der Schönen erhalte, als durch einen andern Weg. Ich setze hier zum voraus, daß, wer ein Amt erhält, auch den Verstand zu demselben bekomme, wie Rabener sagt. Plato hat also in seiner Republique nicht einmal den Weibsbildern so viel eingeräumet, als was sie wirklich in der ausübenden Staatskunst besitzen. Bey allen dem ist doch Plato einerseits weit höflicher, als die ausübende Staatskunst; denn er will, daß die Schönen unmittelbar, und öffentlich an der allgemeinen Staatskunst, und folglich an den Ehrenbezeugungen Antheil nehmen sollen. Nach

den Anschlägen dieses grossen Philosophen würde auch die allgemeine Glückseligkeit auf das schleunigste befördert, da die Schönen mit ihren heimlichen Kunstgriffen, und öffentlichem Ansehen die Mannsbilder zur fleißigen Mitarbeit aufmuntern würden. Philontis hat also unrecht, daß sie den göttlichen Plato einen süßen Herrn heißt; denn er leget der allgemeinen Wohlfahrt mehr Vortheil, den Mannsbildern mehr Gewalt, und den Weibsbildern mehr äusserliches Ansehen bey; und wenn die platonische Staatsverfassung ausgeübet würde, so würde ein gewisses äußerliches Gleichgewicht so wirken, daß die Weisheit des ganzen menschlichen Geschlechtes erhebet würde, und das Geschicke würde in abwechselnder Gunst bald diesem bald jenem Geschlechte die süßen Früchten der Weisheit ertheilen. Die Mannsbilder könnten sich aber mit diesem nimmer brüsten, und sich nimmer broglen, daß sie den Weibsbildern durch eine Heurathswahl das Glück einhändigen, da durch die Staatsbedienung die Einkünfte nur allein auf sie fließen. Man hat die platonische Republique bis dahin als etwas ohnmögliches angesehen; lassen wir dieselbe in ihrem Werthe oder Unwerthe verbleiben. Philontis hat ohne dem nicht nöthig zu heurathen um Ehren-Aemter zu besitzen; sie denkt philosophisch, und

will sich vielmehr einen guten Freund als einen reichen Mann auswählen. Nur einem tugendhaften Freunde wird sie ihr Herz schenken. Gleichwie die Schönheiten, die sich nicht mit Tugenden ausschmücken, nur Reitzungen sind für solche Menschen, die sich von vernunftlosen Leidenschaften hinreissen lassen, so sind Ehre und Reichthümmer, die nur eitle und habsüchtige Gemüther vereinigen. Die Tugend allein kann erhabene Herzen vereinzeln; und Philontis kennet keine Schönheit, als die so aus der Tugend glänzet. Edle Denkungsart und gute Sitten sind jene schätzbare Reichthümer, mit welchen einer die Philontis zu begaben hat. Mit einem Worte nichts wirket auf das Herz der Philontis, als was den Grund zur wahren Glückseligkeit leget, das ist Tugend und Verstand. Wo etwas von diesen zween Gründen ausartet, da ist das Gemüth der Philontis gefühllos. Wie glücklich wird also der Besitzer jenes Herzens seyn, in welchem nur zarte Regungen einer unheuchelbaren Tugend die heiligsten Reitzungen immer begeistern. Reine Sitten haben zu allen Zeiten einen Menschen liebenswürdig gemacht. In der Denkungsart der Philontis glühet ein reines Feuer von Tugend und Verstande, das alle Handlungen derselben in der engsten Harmonie beseelet.

Die Zärtlichkeit des menschlichen Herzens wird niemals in eine süßere Regung gebracht, als wenn eine sichere Hofnung des wahren Guten derselben ein gewisses Vergnügen verspricht. Wer Philontis freyen wird, der kann auf die beste Morgengabe, das ist, auf die Unschuld zählen. Die Unschuld, die sich in beständiger Tugend übet, ist das festeste Band, welches die wahre Freundschaft verewiget.

Der Herr de la Brůyere sagt, Tom. I. Bl. 161: Une belle femme, qui a les qualités d'un honnête homme, est ce qu'il y a au monde d'un commerce le plus délicieux, l'on trouve en elle tout le mérite des deux sexes. Der Philosoph Euripides ist schon lange vor de la Brůyere fast auf eben diesen Gedanken gefallen wie De Quevara in dem Lustgarten, und Weckuhr der Fürsten und Herren Kap. LVIII. von demselben meldet: Euripides setzte, sagt er, die Seligkeit in schönen Weibern; denn er vermeinte, daß demjenigen, der ein scheußliches Weib hat, Zeit mangle zu erzehlen, was er für Unlust und Ungelegenheit bey demselben Weibe einnehme; denn wer ein schönes und tugendhaftes Weib hat, der soll billig auf Erden nichts mehr begehren.

Die Herren Franzosen machen unstreitig die allerhöflichste Nation von der Welt aus; ihnen

muß man die Kunst dem Frauenzimmer aufzuwarten, vorzüglich einräumen, und jene Artigkeit, mit der sie dem Frauenzimmer zu begegnen wissen, findet auch bey den Mannsbildern den geschwindesten Beyfall. Wenn man aber die Denkungsart des Herrn von Brüyere etwas näher betrachtet, so scheint es, er habe für diesmal gänzlich von seiner Nation ausgeartet; denn um ein Weibsbild recht annehmlich zu machen, entlehnet er le mérite, vom männlichen Geschlechte; nicht anderst, als wenn dem Frauenzimmer le mérite nicht auch eigen wäre. Er gestehet zwar, daß eine schöne Frau verdienstvolle Eigenschaften besitzen könne, aber nur per accidens; denn er giebt die Schönheit den Weibsbildern, und die Verdienste den Männern. Wie man aber alle Vorzüge zweyer Geschlechter in einem Menschen beysammen finden könne, das scheint mir eine allzuabgezogene Wahrheit zu seyn, und diese abstrakten Gedanken hätte Herr von Brüyere wohl höflicher machen können. Limos hat den Gedanken zum Vortheile der Schönen geändert: Une honnête femme, qui a les qualités d'une belle fille, est ce qu'il y a au monde d'un commerce le plus délicieux, l'on trouve en elle tout le mérite du beau sexe. Ob une honnête femme eben so gut französisch sey, als un honnête

homme, und ob die Abänderung eben so richtig sey als der Einfall des Herrn von Brüyere, das weiß Limos nicht zu bestimmen, nur vermeint er, daß seine Gedanken etwas höflicher seyen, als des Herrn von Brüyere.

Um von der Annehmlichkeit der Philontis zu reden, hat man nicht nöthig von den Verdiensten der Männer zu melden. In einer edeln Denkungsart, und tugendhaften Sitten hat sich Philontis so lange geübet, daß beydes ihr eigen ist. Würden alle Weibsbilder so beschaffen seyn, so hätte Euripides nicht nöthig gehabt seine Galle über gewisse Weibsbilder zu ergiessen. Dieser grosse Philosoph macht es auch wie viele andre Menschen, die in allen ihren Begebenheiten öfters kein Mittel zu treffen wissen; von dem höchsten Gipfel der Leidenschaften lassen sie sich nicht selten auf den untersten stürzen. Euripides ist gegen die schönen Weibsbilder zu kleinmeisterisch, und gegen die häßlichen zu barbarisch. Ein Philosoph soll allzeit den mittleren Weg gehen; denn da steht, wie man sagt, die Tugend. Die Weibsbilder könnten also billigermassen diesen Philosophen noch ein wenig auf Athen schicken, damit er weiser und höflicher würde.

Im übrigen haben alle Philosophen des Alter-

thums

thums die albernsten Gedanken gehabt in Ansehung der Glückseligkeit. Celia, eine Andachts-Pedantinn, der die Natur die Gaben der Schönheit in einem sehr engen Maaße mitgetheilet hat, und die mit ihrem Manne wegen ihren schlechten Sitten nicht in der besten Zufriedenheit lebt, sagte: Euripides habe nicht den wahren Glauben gehabt, er sey ein Ketzer, und folglich müsse man seine Lehre verdammen. Diese Censur ist zwar nicht orthodoxisch; doch beschnarchet sie den Euripides billig; denn er weichet gänzlich von der Wahrheit ab. Wo ist jemal in der wahren Moral gegründet gewesen, daß die Glückseligkeit in einem schönen Weibe bestehe. Sokrates ist unstreitig weit scharfsinniger in der Sittenlehre gewesen als Euripides, ja man giebt ihn als den tugendhaftesten aller Weltweisen aus, und dieser, um sich in der wahren Moral zu üben, und folglich die wahre Glückseligkeit zu erhalten, soll mit Fleiße ein häßliches und zänkisches Weib genommen haben.

Der Weg zur Tugend, welchen Sokrates soll angetretten haben, scheint in der That ein stolperendes Mittel zu seyn; ja es sind überhaupt, um tugendhaft zu werden, so rohe Mittel gar nicht nöthig. Auch ist dieser Weg nicht sicher zur Welt-

weisheit; denn es giebt viele schlimme Weiber, derer Männer sehr ringhältige Philosophen sind. Zudem ist ein schlimmes Weib eine so gefährliche Capel, daß öfters die Gedult des Mannes auszugeisten genöthiget wird. Wenn aber dem allem ohngeacht die Tugend des Mannes dennoch aufrecht steht, so hält sie bessere Probe, als sechszehnlöthiges Silber.

Bey Philontis ist nichts zu sorgen, alle Handlungen sind bey ihr in einer solchen Verhältniß, daß nichts als Ordnung daraus entsteht. Wo nur die Blüthe der Tugend herauswallet, da kann nichts als die Früchten des wahren Vergnügens abgepflückt werden. So ordentlich Philontis ihre Handlungen einzurichten weiß, eben so liebreich weißt sie sich nach anderer Handlungen zu richten, wenn sie nur nichts ausschweiffendes an sich haben, die einem ordentlichen Leben zuwider sind. Wenn also schon Philontis ihren Stand durch eine Heurath ändern wird, so wird doch die Tugend ihren alten Glanz beybehalten. Damas ist derjenige, der fühlen wird, daß dasjenige Band das glückseligste seye, welches die Tugend gemacht hat. Dieser tugendhafte Jüngling ist von den Aeltern bestimmet die Philontis zu heurathen, wir wollen denselben schildern.

Meine Kühnheit wird gedemüthiget, wenn ich gedenke, das Bild des Damas zu entwerfen. Schilderungen müssen dem Urbild ähnlich seyn. Damas hat eine so grosse Seele, daß meine Züge nur hinlänglich sind selbe zu bewundern, nicht aber zu entwerfen. Die Stellung des Damas allein giebt uns schon zu verstehen, daß ein edler Geist seinen Körper beseele. Aus seinen Augen funkelt Großmuth und Leutseligkeit in einem dritten Wesen so zusammen, daß das Herz des Anschauenden von voller Anmuth durchströmet wird. Das Feuer der Blicke zündet eine liebesvolle Ehrfurcht an, welche man ihm so gern erzeiget, als ungezwungen er in den Gemüthern dieselbe erwecket. Ueberhaupt sind die Gesichtszüge mit so einnehmenden Lieblichkeiten belebet, daß wer nur einen Blick auf dieselben wirft, sich gern in eine nahe Freundschaft mit ihm einlassen möchte. Damas hat das beste Herz, in demselben blühet die Tugend dergestalten, daß aus den Augen, Lippen, Stirne, Wangen, und ganzem Gesichte eine gewisse aufgeheiterte Zufriedenheit, und vorzüglich die Aufrichtigkeit heraus wallet. Damas kann nichts anders reden, als was er denkt; sein Gesicht würde ihn verrathen, wenn Herz und Mund nicht überein-

stimmig wären. So gar wenn er einige Gedanken in einer Rede hinterhält, so merket man, daß in ihm noch etwas verborgen liege. Dieses wiederfährt ihm aber nicht öfters, denn er hält die Offenherzigkeit für eine Tugend, die ein edles, und unerschrockenes Herz auszeichnet.

Wenn schweigen eine Kunst ist, wie das alte Sprichwort sagt, so ist Damas ein elender Künstler, ja gar ein Pfuscher. Er vermeint, dieses Sprichwort sey von Sklaven, und nicht von Republikanern ersonnen worden.

Die Menschenliebe ist der Grund aller Handlungen des Damas; es scheint als wenn er sich liebte, nur in so weit er ein Mitglied des gemeinen Wesens ist. Ja man sollte meynen, er sey vielmehr für dasselbe als für sich gebohren. Liebe zum Vaterlande, und allgemeine Wohlfahrt sind jene heilige Worte, die er so geflissen in seinem Munde führet, als sorgfältig er dieselbe zu befördern trachtet, in so weit es seine Standes-Umstände ihm wirklich zulassen. Das gemeine Wesen wird einstens an ihm erfahren, daß Philosophen die klügsten Regenten seyen. Damas hat schon den Grund zu allen nothwendigen Wissenschaften gelegt; was aber das allerverwunderlichste ist, so hat kein Mensch den Damas zu denen Wissenschaften auf-

gemuntert. Sein Geist allein, der sich in einem weiten Gesichtskreise ausdehnte, war hinlänglich jene Wissenschaften auszuwählen, die zu seinem Stande nothwendig seyn werden. Er wußte schon ohngefähr zum voraus, zu was für einem Amte er werde berufen werden: er sah vor, daß er einstens das Glück haben werde, ein Mitglied jenes Standes zu seyn, dessen wesentliche Pflicht ist, andere Menschen glücklich zu machen. Wie glücklich sind doch jene Menschen, sagte er einstens, denen der Schöpfer die Gewalt in die Hände gegeben hat, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern. Wenn ich auch, wie die alten Philosophen, die Glückseligkeit bestimmen dörfte, so wollte ich sagen, die größte Glückseligkeit in diesem Irrdischen sey andere Menschen glücklich zu machen.

Das sind auch jene Absichten, denen Damas alle Bewegungen seines Herzens und Verstandes in den allervergnügtesten Empfindungen aufopfert. Unter den mathematischen Wissenschaften hat er sich mit allem Fleisse auf jene verleget, die den meisten Einfluß auf die gemeinnützigen Künste haben. Die mathematische Lehrart hat er ihm so eigen gemacht, daß er die abgezogensten Wahrheiten nach derselben zu prüffen, und zu entwickeln pfleget.

Die vaterländischen Geschichten, die er umständlich in sein Gedächtniß gepräget, begleitet er allenthalben mit moralischen, politischen, und physikalischen Anmerkungen. Wenn er die ruhmvollen Thaten unserer tugendhaften Voreltern in den Geschichten bewundert, so stürzet die Todtensarg derselben sein sonst aufgeheitertes Herz in ein trauriges Nachsinnen. Grausamer Ort, denket er, wo tugendhafte Männer zermodern! doch allemal tröstet er sich mit einem hofnungsvollen Wunsche, daß wenigst die Thaten derselben durch eine ununterbrochene Nachahmung sich der Sterblichkeit entreissen werden.

Die unheuchelbare Ausübung der Gesetze, wo allemal ein aufrichtiges und uneigennütziges Herz der Ausleger ist, zündet jederzeit ein Feuer in seinem Herzen an, die Heiligkeit der Gesetze auf das genaueste zu verehren.

Die Geschichten vieler Staaten, vorzüglich der angrenzenden, hat er auch mit sonderbarer Aufmerksamkeit durchgelesen; und da die Beobachtung die Grundlage der Vernunftschlüße ist, so sind kluge Anstaltungen in andern Staaten allmählig ihm reiche Quellen, wodurch er die Glückseligkeit auf sein Vaterland zu leiten trachten wird. Das Jus naturæ, und absonderlich die Municipal-Rechten

durchgeht er mit allem Fleiße; die allgemeinen Grundsätze derselben, glaubet er, könne wohl ohne Anspannung des äußersten Scharfsinnes auf einzelne Fälle angewendet werden, wenn nur der Verstand und das Herz von schlimmen Leidenschaften sich zu reinigen trachtet.

Neben der Historie hat er sich mit Rechte auf die Beredtsamkeit vor Gerichte mit allem Ernste verleget; denn wer einen Satz klar und vollständig vortragen kann, und denselben mit Vernunftschlüssen zu verfechten weiß, dem wird auch leicht fallen über denselben zu sprechen.

Ueberhaupt trachtet er die Kräften seines Geistes mit allen denjenigen Erkenntnissen zu bereichern, die einstens vermögend seyn werden, die allgemeine Wohlfahrt zu beglücken. Bey allen seinen Wissenschaften hat Damas nicht die geringste Hartnäckigkeit an ihm. Wird eine Frage aufgeworfen, deren Entscheidung er nicht alsobald deutlich einsieht, so läßt er sich gern leiten; er erzeiget sich so gar gegen alle diejenigen verbindlich, die ihn durch Vernunftschlüsse auf den Weg der Wahrheit führen; weit ist er entfernet von einem stolzen Eigensinne, der auch oft an grossen Geistern eine Schwachheit entdeckt, und bisweilen so viel Unheil stiften

kann, als der Witz gutes zu wirken fähig ist. Der Vernunft nachgeben, und derselben sclavisch anhangen, ist die schönste Wissenschaft. Es scheint so gar an den Grossen lächerlich, eine That nicht abzuändern, wenn man wahrgenommen hat, daß sie der Wahrheit zuwider läuft, nicht anderst, als ob die Vernunft nicht der unumschränkteste Despot über alle menschliche Handlungen, und folglich auch über alle Grossen wäre.

Bey einem grossen Herzen, welches keine Schwachheiten auszuüben fähig ist, besitzet Damas ein demüthiges Betragen, welches alle wichtige Unternehmungen mit einer Behutsamkeit begleitet, und die Lebhaftigkeit seines sonst scharfsinnigen Witzes mit sorgfältigen Gränzen umgiebt. — Die Ehrenbezeigungen sind nicht die Triebfeder seiner Tugendhaften Handlungen. Er wirket öfters etwas gutes und läßt einem andern die daraussliessenden Lobsprüche als dessen eigene Früchten über. Wenn nur das gute gewirket ist, so ist seine Zufriedenheit vollkommen belohnet. Niemand kennet den Damas besser, als er sich selbsten, und da er tiefe Einsichten in verschiedene Wissenschaften besitzet, so demüthiget er seine Erkenntniß, weil er weiß, daß die Aussichten in die Wissenschaften den Begriffen des menschlichen Verstandes sich gränzenlos darstellen.

Damas ist der liebreichste Philosoph; er ist weit entfernet von der Sekte derjenigen Philosophen, welche nur lachen, wenn ein Lasterhafter ein Glied bricht. Er scherzet, er ist lustig, er ist vergnügt; Lust und Vergnügen macht es ihm, wann andere mit ihm scherzen. Bey den Ergötzlichkeiten erzeiget er ein aufgeräumtes Gemüth. Hier hat aber alles Ziel und Maaß; die übertriebene Lust, welche von unordentlichen Begierden herfließt, findet in seinem Herzen, so nur Tugend und Witz ergötzen können, keinen Raum.

Wo die höchste Lust in Ausübung der Tugend besteht, da erwecken jene Freuden, so nur aus Scheingütern entspringen, einen Eckel. Er ist immer von einem freudigen Gemüthe aufgewecket. Allein seine Geberden und Redensarten werden von der Eingezogenheit so geleitet, daß er zeigt, die wahre Freude könne nicht bestehen, es sey dann, daß die Bewegungen derselben in tugendhaften Schranken gehalten werden. Verachtung der verbothnen Lüste, und das daraus entspringende reine Gewissen ist der Grund, welcher unsere Gesichtszüge aufheitert, und frohe Blicke in uns erwecket. Wir Menschen stürzen uns vielmehr wegen unserer Einbildung als wegen einem wahren Uebel in eine

Traurigkeit; ja viele Sachen sind für uns ein Uebel nur darum, weil wir die Sache uns als übel einbilden.

Alles welzet sich so in der Natur, daß es in verschiedenen Gesichtspunkten kann betrachtet werden. Wer sich mit der Starkmuth bewafnet, der überwindet das Böse, und geneußt das Gute. Hier ist der Genuß, und dort der Sieg, so einen Weisen immer vergnügen. Das Gemüth des Damas ist in widerwärtigen Zufällen eben so standhaft, als gleichgültig es die Glücksgüther besitzet. Nichts störet seine Ruhe; ja das widrige Schicksal heitert nur mehr seine Tugend auf, als in welcher das Herz des Damas mit gelaßner Zufriedenheit ruhet.

In widerwärtigen Zufällen ist insgemein das größte Uebel unsere Ungedult. Würden wir so großmüthig das Uebel zu übertragen trachten, als niederträchtig wir uns über dasselbe beklagen, so wäre auch das widrige Schicksal ein Anlaß unsere Tugend in Vergnügen aufzuheitern.

In dem Damas keineswegs den vernünftigen Freuden abgeneigt ist, so schaffet er ihm nicht nur allein dasjenige an, was die nothwendige Unterhaltung erfodert, sondern auch was ihm Erlustigungen erwecken kann. Sein Hausrath, und alles was er besitzt, ist derowegen nicht nur allein

nach der Nothwendigkeit eingerichtet, sondern man findet auch etwas niedliches, etwas ausgesuchtes, und etwas stolzes an demselben. Doch ist alles von jenem Prachte, der in eine Ueppigkeit auszuschweifen pfleget, weit entfernet. Damas giebt nicht ungern Geld aus, er glaubt die wesentlichen Absichten desselben bestehen in dem, daß es in einem beständigen Umlaufe den Menschen könne nützlich seyn. Unter den lasterhaften Menschen hält er die Geizigen für die größten Thoren, und ärmsten Menschen; denn es mangelt ihnen immer etwas, ja durch das erholte oder empfangene wird ihre Unersätlichkeit nur geschärfet. Sie beklagen sich also mit etwas, womit sich andre Menschen Freude machen. Bey allen Ausgaben des Damas wird doch nicht eine Verschwendung entstehn; denn er rechnet öfters mit ihm selbsten, und Einnahme und Ausgabe sind bey ihm in solcher Verhältniß, daß jene alle Jahre diese übertrift.

Da nun die Lebensart des Damas in einem Zusammenhange tugendhafter Ausübungen besteht, so wird Philontis, die ausser der Tugend gefühllos ist, in der Freundschaft mit Damas ein hohes Vergnügen empfinden.

Diese Freundschaft wird sich um desto fester setzen, weil Damas, der ein Liebhaber der Wis-

senschaften ist, an Philontis erfahren wird, daß ein Frauenzimmer gelehrt seyn könne, ohne zugleich pedantisch zu seyn, und daß die Haushaltung neben Lesung schöner Bücher könne geführt werden. Wo gleiche Absichten sich äussern, da vereinigen sich die Kräften. Da nun Philontis so wohl als Damas die Wissenschaften liebet, so wird eine besondere Annehmlichkeit derer Freundschaft begleiten.

Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob das Frauenzimmer auch den Wissenschaften sich widmen solle. Wenn man die Wissenschaft eine Fertigkeit heisset, alles dasjenige, was man behauptet, aus unumstößlichen Gründen, unwidersprechlich darzuthun (Wolff Rechenkunst. Bl. 37. 12 Metaphis. Bl. 218 Num. 361.) so wäre es eben so viel gefraget, als ob die Weibsbilder auch ihren Verstand brauchen sollen. Ich finde gar keinen Grund, warum man den Weibsbildern die größte Glückseligkeit in diesem irdischen, das ist sich in Wissenschaften zu üben, absprechen soll. Philontis ist gelehrt, sie will aber doch keine Gelehrte scheinen. Unerachtet aber ihrer Behutsamkeit entweichet ihr öfters ein Wort, so ihre Gelehrsamkeit verräth; das erwirbt ihr nicht allezeit Hochachtung, vielmehr wird sie von thörichten Jungfrauen öfters verlachet.

Belia war vor Zeiten schön, allein die Jahre

haben ihre Schönheiten zerschüttert, als wie das grosse Erdbeben im Jahre 1356. die alten Schlösser in der Schweitz. Man sieht deswegen in Belia nur noch Ueberbleibsel, oder Trümmer der vergangenen Schönheiten, und doch bildet sich Belia ein, es sey ihr ergangen, wie dem Termometer des Brutions, der, nachdem er erschüttert wurde, und einigen Luft gefasset hatte, bey dem Beständig schön ganz unbeweglich verblieben ist. Belia wußte in ihrem ganzen Leben fast von nichts, als von schönen Kleidern, und vom Aufputze, und das ist ihre ganze Wissenschaft. Wenn man auch einstes dieses systematisch abhandeln würde, so könnte Belia den Katheder besteigen; hier würde sie trotz einem Professor dociren. Alle übrige Wissenschaften sind ihr gar nicht bekannt. Sie hat schon oft der Philontis ein verächtliches Gesicht gemacht, wann Philontis etwas redete, so einige Erkenntniß anzeigte. Ich glaube, sagte einstens Philontis zu ihr, man könne vernünftiger Weise sich auf dasjenige verlegen, was die Menschen in einem beständigen Vergnügen erhält. Die Schönheiten des Leibes verschwinden, die Schönheiten des Geistes hingegen veralten auch so gar in einer langen Reihe der Jahre nicht. Das war der Belia eine chinesische Sprache, denn sie glaubte, es gebe keine andern Schönheiten, als welche den verliebten Thoren

gefallen. Sie sagte deßwegen zu Philontis: das sind wieder gelehrte Reden, — Schönheiten des Geistes! was haben diese Schönheiten für Farbe? man sieht sie ja nicht. Es giebt Menschen, sagte Philontis, welche ein kurzes Gesicht haben.

Philontis ist von dem pedantischen ganz entfernet, wie schon gemeldet worden, sie weiß, daß gelehrte Pralfereyen an den Weibsbildern desto lächerlicher sind, weil sie ihren Verstand mehr zur Haushaltungskunst, als zum Lesen der Bücher brauchen sollen. Sie hat zwar schon sehr viele Bücher gelesen; allein niemal dabey die Haushaltung verabsäumet. Wenn ein Weibsbild Bücher lieset, und doch seine Standespflichten auf das genaueste beobachtet, so wird das erstere desto rühmlicher seyn, gute Bücher den Verstand bereichern, und das Herz verbessern. Wohldenkende Mannsbilder, die auch die wichtigsten Staatsgeschäfte besorgen, schenken ihre Nebenstunden der Lesung guter Bücher. Man schreyt öfters über gelehrtes Frauenzimmer, als über Leuthe, die sehr schädlich sind; allein das sind insgemein solche Männer, die aus Trägheit des Geistes das ganze Jahr hindurch kein Buch in die Hände nehmen, und also an den Weibsbildern dasjenige tadeln, was sie selbsten thun sollten. Ist ein Mensch deßwegen zu tadeln, wenn er seinen

Geist mehr anwendet als andere? In Städten, wo die Mannsbilder keinen Geschmack an den Wissenschaften haben, da machet ein gelehrtes Frauenzimmer keine grosse Figur; denn man kann das nicht schätzen, wovon man keinen Begriff hat.

So selten ein gelehrtes Frauenzimmer ist, so gewiß ist es, daß man Weibsbilder findet, die einen guten Geschmack an den Wissenschaften haben; ja viele Lehrer der Wissenschaften in der Denkungsart übertreffen. Man soll keinen andern Grund haben, sich auf die Wissenschaften zu legen, als um glücklicher zu werden; dem ohngeacht sind viele Lehrer, welche die Jugend ganze Jahre hindurch mit unnützen und albern Questionen martern, daß es eben so gut wäre, wenn man sie Dill, Marli, Lanqueten und dergleichen lehren würde. Wenigst, wenn man anstatt der pedantischen Lehrart dem vernünftigen Frauenzimmer das Lehramt vertraute, so würden sie gewiß der Jugend nicht einen verdorbenen Geschmack beybringen. Bis dahin hat man dem Frauenzimmer das Lehramt nicht vielfältig anvertrauet. Wenn ein gelehrtes Frauenzimmer sich in Europa befindet, so ist dieses ein so seltenes Ding, daß die Zeitungsblätter dasselbe als etwas neues fast von einem Pole bis zum andern ausstreuen. Heutiges Tags scheint es, als wenn

die Weibsbilder mehr Antheil an den Wissenschaften nehmen werden; denn es sind wirklich in der gelehrten Welt verschiedene Authores entstanden, welche, wie man sagt, recht systematisch abhandeln, wie das Frauenzimmer ihre Haare künstlich biegen, und flechten, wie sie ihre Wangen mahlen, den ganzen Körper aufputzen sollen. Diese Authores, damit man sie deutlicher, und angenehmer lesen könne, haben ihre wichtigen Werke mit schönen und feinen Kupfern ausgeziert, feines Papier auserlesen, und mit einem feinern, als englischen Bande einbinden lassen. Da dieses eine ganz neue Wissenschaft ist, so machet sie unserm Jahrhunderte grosse Ehre, und zeiget an, daß wir in unsern sogenannten aufgeheiterten Zeiten einen guten Geschmack haben. Man weiß eigentlich nicht, wer zu diesem Lehrgebäude Anlaß gegeben; einige glauben, es seyen vielmehr die Tourbillons des Descartes, als die Attraction des Newtons gewesen. Da nur dieses eine gemeinnützige Wissenschaft, absonderlich für das Frauenzimmer ist, indem sie dieselbe täglich brauchen können, so werden sie sich auch nothwendig auf dieselbe verlegen müssen. Ein Mann, der nichts von der Abänderung der Mode in Kleidern weiß, und der seinen Rock so lang trägt, so

lang

sang er ganz ist, sagte: man sollte diese Bücher verbrennen, und wenn auch etwas gutes in Ansehung der Oekonomie darinn wäre, so sollte man doch dieselben in odium Authoris ins Feuer werfen. Allein dieser gute Mann hatte nur den Traktat de Censuris studiert; er ist ein geringer Politikus, er weiß nicht daß der Luxus das Geld in einem beständigen Umlaufe erhält, und die Menschen zu arbeiten machet.

Eben hat auch Philontis einen schlimmen Geschmack an diesen Büchern; denn als man ihr mit denselben ein Präsent machen wollte, so hat sie dieselben verächtlich ausgeschlagen, ja die Bücher nicht mit einem Augenblicke gewürdiget. Ich glaube, sagte sie, man solle Bücher lesen vielmehr den Geist als den Körper zu zieren. Menschen, die vielen Zierrath an ihren Körper hängen, sind insgemein an ihren Gemüthsgaben arm. Warum soll ich mit der Kunst des Haarflechters prangen? würde er meine Haare künstlich aufthürmen, so wäre es ihm, und nicht mir, eine Ehre. Ich habe vor acht Tägen ein Maulthier gesehen, welches eine köstlichgestickte Decke trug, alles redete nur von der Decke, niemand von dem armen Thiere. Die Kleidungen der Weibsbilder sollen so beschaffen seyn, daß man in densel-

ben keine Nachläßigkeit, aber auch keinen Ueberfluß sehe. Allenthalben soll die Sauberkeit herrschen; die Bücher sollen geschrieben werden, die Menschen zu bessern, und nicht zu verderben. Ich halte die Zeit für verlohren, ja für übel angewendet, die man in Durchlesung schlimmer Bücher zubringt.

Unter allen Büchern, die Philontis am meisten hasset, sind die verliebten Romanen. Ihr Geist ist allzuerhaben, als daß sie dieses leichte und schlechte Wesen lesen könnte. Menschen, welche sich auf eine ernsthafte und nützliche Denkungsart verlegen, können keinen Geschmack an einem so weichen Zeuge haben. Gewiß die Romanen sind nur für die wirkliche oder zukünftige Coquettes geschrieben.

Philontis ist von diesen Büchern so weit entfernet, daß sie auf das sorgfältigste alles ausweichet, welches nur die wenigste Verwandschaft mit denselben hat; so gar zeiget sie keine Lust mehr sich in das Comödiehaus zu verfügen. Ich war, sagte sie, zween Täge nacheinander bey dem Schauspiele, und man hatte fünfmal Hochzeit gehalten. Vor Zeiten hat der Hanswurst mit seiner hölzernen Fuchtel in der Hand, nachdem er einige Schläge ausgetheilet, dem Schauspiele ein Ende gemacht; heutiges Tags beschließt insgemein eine Hochzeit oder etwas verliebtes die Schaubühne. Das erstere hat man als

etwas niederträchtiges, und abgeschmacktes mit Rechte abgeschaffet; es wäre zu wünschen, daß man das zweyte wegen seiner Vielfältigkeit nicht gar eckelhaft machete. Hat dann der Mensch keine andere Leidenschaft als die Liebe? Wie nun Philontis kein Vergnügen ab solchen Vorstellungen trägt, so hat sie auch keine Freude von jenen Büchern, die von schlimmen Geistern, und verderbten Herzen geschrieben sind. Sie liebet solche Bücher vorzüglich, welche zur Verbesserung der Sitten den Weg bahnen. Die Geschichten, worinnen sie moralische Anmerkungen findet, ließt sie mit grossem Fleisse. Allenthalben, wo sie nur etwas ließt, das begleitet sie mit Ueberlegungen, und wenn sie in einem Buche einen guten Gedanken findet, so schreibt sie denselben auf. Sie besitzt wirklich eine kleine Sammlung, welche zeiget, daß ihr Verstand den feinsten Geschmack besitze. Bey dem allem wird man nicht am wenigsten eine selbstschätzende Praleren, wie schon gemeldet, an ihr wahrnehmen. Eben so wenig findet man in ihrer Redensart pedantische Gedanken. Filander hat an ihr erfahren, daß Pedanten bey vernünftigen und witzigen Köpfen sich dem Gelächter aussetzen. Ich will hier einen Einfall der Philontis über Filanders Pralereyen anziehen.

Filander hat mit unermüdetem Fleisse eine ungemeine Menge der Bücher gelesen, er füllet sein Gedächtniß mit unzählbaren Stellen an; so reich aber sein Gedächtniß ist, so eingeschränkt scheint sein Verstand zu seyn; er hat deßwegen das Unglück bey solchen Ereignißen sich aufzuhalten, welche eines witzigen Kopfes Achtung kaum verdienen. Wirklich hat er schon ein Manuscript verfertiget, so den Titel führet: **Erhabene Gedanken zur Verbesserung des menschlichen Geschlechts, theils aus eigenem, theils aus andern Köpfen zusammen getragen.** Unter andern rühmet er vorzüglich jenen Gedanken, den Cicero hatte, was man nemlich nach sechshundert Jahren von ihm reden werde, als eine feine Triebfeder zur Tugend und Wissenschaft. Sein Manuscript ließt er mit entzückenden Geberden, von demselben redet er überall. Wer an seinem pedantischen Zeuge keinen Geschmack findet, den hält er für einen Pedanten. Bey allem erneuert er den Einfall des Cicero, und sagt, es sey ein Merkmal eines erhabenen Geistes, wenn man seinen Namen durch Schriften zu verewigen gedenket.

Philontis, die von keinem Erhabnen etwas weiß, als von dem, so aus der Tugend fleußt, sagte zu Filander mit lächelndem Munde: entweder giebt es ein ewiges Leben, oder giebt es keines: giebt

es keines, so kann ihr Manuscript ihnen nichts mehr helfen, wann sie nicht mehr sind; giebt es eines, was wird doch der irdische Ruhm einem Menschen seyn, der sich in den überirdischen Freuden befindet? das ist ein Schluß, welcher die Eitelkeit aller Gelehrten zu schanden macht, oder in Sack schiebet. Ich antworte abstractive, sagte Filander: Ich hoffe, daß meine Schriften, die dem menschlichen Geschlechte so nützlich sind, in der Nachwelt sich verewigen werden. Allein was mich erschrecket, ist dieses, was Wiston so wahrscheinlich lehret: die Sündfluth sey von einem Cometen verursacht worden. Da der Comet so nahe an unsere Erdkugel gekommen, daß sie durch die Dunstkugel, und den Schweif des Comets laufen mußte, und weil unsere Erdkugel eine Attraction besitzet, so habe sie unreine Dämpfe und feuchte Dünste Stromsweis an sich gezogen, und dadurch sey die ganze Erde überschemmet worden. Das ist, Gottlob! vorbey, fährt Filander fort, aber ein schreckvolles Ereigniß hat unsere Erdkugel noch zu erwarten, denn wie der gemeldte Author sagt, so wird der jüngste Tag auch durch einen Cometen entstehen, der die ganze Erdkugel verbrennen wird; und also werden köstliche Bücher und Manuscripte im Feuer zu Grunde gehen. Monsieur, sagte Phi-

lontis, ich weiß ihnen ein Mittel, wodurch ihr Manuscript kann erhalten werden; was für eines, sagte Philander ganz begierig? machen sie, antwortete Philontis, daß ihr Manuscript in die Arche Noe kömmt. Filander hat gemerkt, daß bey vernünftigen Menschen die gelehrten Pralereyen keinen Beyfall finden; und Philontis hatte gezeigt, daß sie von den Ruhmreden abgeneiget sey, und folglich wegen ihren gelehrten Kenntnißen niemal werde lächerlich werden.

Wenn man weiß, wie Philontis ist erzogen worden, so wird man sich keineswegs verwundern, daß sie gelehrt ist; ja man wird sehen, daß sie gelehrt geworden, ohne daß sie es verlangte. In demjenigen Zimmer, in welchem Philontis mit ihrer Mutter arbeitete, mußten auch die zween Brüder der Philontis dem studieren obliegen. Der Lehrer erklärte seinen zween Lehrjüngern verschiedene Authores, da die Mutter so wohl als die Tochter unterdessen ganz still der Arbeit oblagen. Der Unterrichtung in verschiedenen Wissenschaften, welche man den zween Knaben gab, wohnte also auch Philontis bey. Sie konnte öfters ganze Lehrsätze aus den Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften des Wolffs hersagen. Und man hat wahrgenommen, daß die Epigrammata, die Philontis sonder-

lich rührten, diejenigen seyen, welche etwas satyrisches mit sich führten (*).

Den Werth dieser Erziehungsart der Töchter werden vernünftige Mütter zu entscheiden wissen. Gewiß ist es, daß die Natur keinen Unterschied zwischen dem Verstande des Frauenzimmers, und der Mannsbilder gemacht hat; ja die Fähigkeit des Verstandes eines Weibsbildes hat öfters einen weit ausgedehntern Gesichtskreis, als die Aussichten eines Mannes. Es ist aber eben so gewiß, daß man in Erziehung der Töchter insgemein mehr für



(*) La Ville de Saumur en Anjou donna la naissance à Madame Dacier sur la fin de l'année 1651. Tannegui le Fevre son pere, Professeur en grec dans cette ville, ne pensoit nullement à l'élever dans la connoissance des belles-lettres. Il ne pensoit à donner ses instructions, qu'à son fils, qu'il aimoit tendrement & qu'il élevoit avec grand soin. Mais le hazard, la providence, ou plûtôt les heureuses dispositions de son aimable fille, le déterminerent à partager les leçons entre ses deux enfans. Ce savant donnoit des leçons à son fils sur l'étude de langues, & il étoit assez content des progrès qu'il faisoit. Il arriva cependant un jour, que le jeune homme répondant mal aux questions de son pere. Anne le Fevre sa sœur, qui étoit pour lors dans sa onzième année, & qui travailloit en tapisserie dans la même Chambre, le souffla, & lui suggéra avec beaucoup de justesse ce qu'il devoit répondre. - - - - Anne le Fevre prenoit souvent la liberté de disputer avec son pere sur le Quinte Curse de Vaugelas. Elle trouvoit quelques fois des défauts dans cette traduction.
Les œuvres d'Homere traduites du grec par Mde Dacier.

die Verzierung des Körpers als des Geistes Sorge trägt. Und wenn auch schon eine kluge Mutter die weisesten Grundsätze der wahren Kinderzucht den Töchtern beygebracht hat, so reissen die süssen Herrchen mit ihren niederträchtigen Schmeicheleyen öfters dieselben darnieder.

Die Kenntnisse, mit welchen Philontis ihren Verstand bereichert hat, weiß sie auch in einer guten Schreibart zu entwerfen; so wenig ihre Denkungsart hochtrabend ist, eben so wenig sind ihre Ausdrücke schwülstig; allenthalben herrschet in denselben eine edle Einfalt. Sie dringet nur auf das natürliche, und setzet allen gezwungnen Wörterpracht hindan. Ihre Schreibart ist mit einem Worte, wie ein schönes Frauenzimmer en négligé, wo nur die natürliche und keine geschminkte, und gekünstlete Schönheit Raum hat.

Philontis, die sonst ihre richtige Denkungsart mit tugendhaften Sitten, und eingezogenen Gebärden auf das genaueste zu verbinden weiß, wird doch öfters von gewisser Lebhaftigkeit erweckt, (wenn in ihrer Gegenwart jemand einen Fehler begeht) die man ihr als einem Frauenzimmer aussetzen kann. Es gilt bey ihr, was man von allen Menschen sagt: Nemo ex omni parte beatus, Niemand ist ganz ohne Fehler. So oft sie einen Fehler an einem

andern Menschen wahrnimmt, so sieht man aus ihrem Angesichte, daß derselbe ihrem Herzen ganz zuwider sey. Diese Lebhaftigkeit würde gar bis zu einer kleinen Vermessenheit ausgeschweifet haben, wenn nicht die kluge Mutter dieselbe in die gebührenden Schranken zurückgewiesen hätte. So gar etwas satyrisches merkte man an Philontis, wenn von den Fehlern andrer Menschen die Rede war; ja sie hatte öfters das Herz dieselben zu tadeln. Allein die Mutter hat ihr schon gesagt, es sey ein Fehler, wenn man anderer Menschen Fehler öffentlich bestrafe. Ich will hier einen Einfall der Philontis beybringen, der mehr Witz als Vernunft und Bescheidenheit mit sich führet.

Schon vor einer geraumen Zeit kam ein junger Herr, der sich eine lange Zeit in Paris aufhielt, in das Haus des Philons. Dieser junge Herr weiß seinen schlanken Leib geschmeidig zu bücken; man sieht es ihm an, daß er sein Geld dem Tanz- und Fechtmeister nicht umsonst gegeben habe, er redet sehr artig französisch, und bildet sich dazu ein, er würde eine Unhöflichkeit begehen, wenn er nicht mit dem Frauenzimmer immer in dieser Sprache redte und scherzte; ja seine Zunge, die in Paris sich naturalisirte, hat das schwere Joch der deut-

schen Sprache gänzlich abgeworfen. Was man im übrigen artiges, annehmliches, liebliches, höfliches, und anzügliches in Paris antrift, das äffet dieser junge Herr nach allen seinen Kräften nach: hier ist das ganze Triebwerk seines muntern Körpers, und aufgeräumten Geistes als in seinem Mittelpunkte versammelt und concentrirt. Er sah die Wichtigkeit dieser berühmten Stadt, in welcher er den Grund seiner Lebensart legte, auf keiner andern Seite als auf dieser an. Er wußte nicht, daß, was vormals Athen in Griechenland war, heutiges Tags Paris in Frankreich, und fast ganz Europa sey. Die Wissenschaften, die in Paris zum Nutzen vieler Völkerschaften in einem hohen Flore blühen, hat er zu erlernen als eine Pedanterie verachtet. Die nöthigen und nützlichen Künste, welche dort zur wahren Glückseligkeit des ganzen Reiches in einer beständigen Bewegung erhalten werden, sind niemals ein würdiger Gegenstand seiner Beobachtungen geworden. Die Perrüquiers, die Spitzenflechter, die Quinquallerie, oder Geschmeis-Krämer, die Marchands de Mode, diese waren jene wichtige Leute, welche seinen Beobachtungsgeist unaufhörlich beschäftigten. Mit diesen stund er fast in so naher Correspondenz, wie die ostindische Compagnie mit Batavia. Die Policey, welche eine so erstaunliche Menge

der Menschen zu Paris in einer beständigen Ordnung erhält, hat er bisdahin als eine Sache betrachtet, die für sich selbst und ohne Mühe sich ausübet. Die Büchersäle hat unser junge Herr gar niemal besucht, ja er sah einst das berühmte Observatorium für ein Tollhaus an; seine ganze Lectur bestund in dem, daß er von Zeit zu Zeit einen Wechselbrief las; uud obschon sein Vater zu verschiedenen malen sich über sein fleissiges Studieren beklagte, hat er doch so viele Tôme absolviert, daß er einst nicht mehr die Helfte seiner Patrimonial-Gülten wird zu lesen bekommen. Mit einem Wort, der junge Herr hat in seinen Reisen weder auf die Policey, noch auf das Finanzwesen, noch auf gute Gesetze und Gebräuche, noch auf die Kirchendisciplin und gute Sitten, noch Wissenschaften und Künste, noch auf andere nützliche Dinge, welche der Gegenstand und die Früchten einer Reise seyn sollten, eine Aufmerksamkeit gemacht. Seine ganze Seele beschäftigte sich nur, wie er ein Mensch nach der neuesten Mode werden könnte. Und das ist er auch, wie ihm deswegen ein Frauenzimmer ein Compliment gemacht hat; denn in den Versammlungen ist er (wie man sagt) sehr annehmlich, er weiß auf die höflichste Art mit dem Frauenzimmer umzugehen, und wenn ihm per accidens die Materie

zum Discours fehlet, so hat er zu Hause einen Barometer, Thermometer, und Hygrometer, aus diesen weiß er trotz einem Wahrsager, dem Frauenzimmer vorzusagen, ob morgen ein aufgeheiterter Himmel in einem kurzweiligen Spaziergange ihre durch die Arbeit ermatteten Glieder aufmuntern werde, oder nicht. Er hat auch einen ganzen Vorrath von lustigen Erzählungen; mit diesen weiß er die Assemblee zu begeistern. Schon verschiedene mal hat sich die Hälfte derselben derentwegen fast krumm gelacht. Dieser Mann wird hoffentlich auch spielen können? denn sonst ohne Ansehung seiner vorzüglichen Eigenschaften, würde es ihm in gewissen Assemblees ergehen, wie einigen in der Schule des Plato, die die Geometrie nicht verstunden. Wird dieser junge Herr zur Tafel gezogen, so wartet er so wohl auf und kann so künstlich alle Speisen tranchiren, als wenn er in der Osteologie und Zergliederungskunst überhaupt den Gradum angenommen hätte. Alle Soßen weiß er so eigentlich zu nennen, wie ein Jäger, der weidmännisch spricht. Die Vorstellungen der Vorgerichte, Beygerichte und der Nachtischen hat er als die wichtigsten Grundrisse in seiner Einbildungskraft nach Verhältniß aller Platten auf das lebhafteste entworfen. Die Ordnung, wie die Weine aufeinander folgen sollen, besitzt er

ebenfalls in einer Vollkommenheit, ja er weiß den Werth derselben nach dem feinsten Geschmacke zu bestimmen; und wenn wahr ist, was der berühmte Doktor Joann Georg Zimmermann in seinem vortrefflichen Werke: Von der Erfahrung in der Arzneykunst saget, daß derjenige Witz habe, der einen guten Geruch hat, so ist unser junge Herr ein witziges Köpfchen. Mit einem Worte, der junge Herr ist, wie einige glauben, ein Mensch nach der neuesten Welt.

Eben dieser junge Herr hat der Philontis verschiedene mal aufzuwarten getrachtet, und in seinen gewöhnlichen Ausdrücken mit ihr geredet; auch erzählte er ihr von seinen Reisen. Philontis, die mit einem Plauderer ohnmöglich lange reden kann, sagte: Ich will Ihnen zwey Histörchen erzehlen. Tit. Pomponius, ein römischer Ritter, reisete auf Athen, und erlernte dort so wohl den attischen Dialect, oder Sprache, daß man ihn nachgehends in Rom den Atticus hieß. In Griechenland sammelte er durch den Umgang mit gelehrten Leuten viele Kenntnisse der Künste und Wissenschaften so, daß er nach seinen Reisen in Rom ein berühmter Mann wurde. Der verlohrne Sohn hielt sich auf seinen Reisen in niederträchtigen Gesellschaften auf. Er kam nach denselben ganz hungerig und zerlumpt in sein Vaterland zurück.

Noch eine Begebenheit will ich einrücken, welche ferner die Gesinnungen der Philontis anzeigen wird, und woraus auch die verschiedene Denkungsart der Menschen in verschiedenen Zeitläufen sich in etwas aufklären wird.

Philon und Damas mußten ins Felde ziehn, um ihr Vaterland vom Feinde zu beschützen. Beyde nahmen bey Cornelia und ihren Kindern Abschied. Bey dieser wälzten sich Großmuth, Bestürzung des Geistes, zärtliche Liebe, Furcht, Hofnung und andere Leidenschaften in so geschwinder Abwechslung, daß öfters alles nur eins zu seyn schien. Doch hat zuletzt die Großmuth, und ein heiliges Zutrauen das Aufwallen aller übrigen Leidenschaften besänftiget.

Als Cornelia ihren Philon bewaffnet sah, so verdunkelten geschwinde Zäher die sonst heitern Stralen ihrer liebreichen Augen; die Lippen fiengen an zu zittern, ein schweres Athemholen brach in Seufzer aus; der Geist wollte zwar die Züge ihres Angesichtes aufmuntern; allein ein wehemüthiges Empfinden stürzte die Kräften derselben. Ihr ganzer Leib stellte einen Körper vor, der von langer Arbeit ermattet ganz nachläßig darnieder liegt. Wie! sagte Philon, wo ist, Geliebte deine Großmuth? diese Waffen sind nur wider den Hochmuth unserer

Feinde geschärfet; fürchte dir nicht vor dem Kriegsgeräthe, welchem der Himmel ganz gläublich den Sieg bestimmet hat, ermuntere dein Herz, welches so oft in betrübten Fällen meinen Geist erhoben hat; du bist noch keine Wittwe, eine sichere Hofnung saget mir, du werdest die Gemahlinn eines Siegers werden. Stürze meinen Heldenmuth nicht, der sich nur vor deiner Betrübnisse fürchtet. Die Tugend hat auch in den betrübtesten Umständen dein Herz immerdar aufrecht erhalten. Sollte ich also auch unterliegen, so wisse, daß ich in der Tugend siegen werde, denn Männer, die in den Pflichten ihres Vaterlands sterben, finden ihre Lorbeer auch in der Todessarge; es wird kein Mangel eben dieser Pflichten mich entwaffnen, ich bin also versichert, daß wenigst dieses dich trösten werde. Ach niedergeschlagenes Vergnügen! antwortete Cornelia, welches ich in der Todessarge meines Philons suchen müßte, ich wollte lieber die Gemahlinn des unbewaffneten, als siegprangenden Philons seyn; denn nur der Gedanke eines ungewissen Sieges dehnet sich so weit in meinem Herzen aus, daß er keinen Raum dem Frohlocken überläßt, welches ein Sieg hervorzubringen pfleget. Ach! wenn doch deine Waffen unserm Feinde so schreckvoll als meinem Herzen vorkämen, so wären deine Lorbeer schon

geflochten; du hättest nicht nöthig dein Leben einer Gefahre blos zu stellen, einer Gefahre, welche mich weit mehr bestürzet, als tausend Siegeszeichen mich erfreuen können. Lege also ab Geliebter, deine Waffen, wenn es möglich, lege sie ab, denn sie können keinen Feinden schrecklicher vorkommen, als dem Herzen, welches sich schon längst deiner Liebe geheiliget hat. Du bist das Vorbild der Tugend unserer Kinder; auch der Gedanke, daß die Tugend derselben in deiner Abwesenheit sich vermindern möchte, quälet mich. Unsere Kinder sind noch jung, wie geschwind wird nicht ein junger Baum, der auch schon Wurzeln geschlagen, von einem schnellen Winde darnieder gerissen, wenn er nicht immerdar unterstützet wird.

In diesem rührenden Schauspiele trat das unschuldige Kind Philis hervor, und sah mit hoffnungsvollen Augen den Vater an, wie ein Steuermann den Himmel, welchem nach einem Sturmwinde durch besänftigte Wolken der Nordstern zu schimmern anfängt. Mamma, unser Vater wird nicht unterliegen, sagte es, denn ihr sagtet mir öfters, daß man von Gott durch eifriges Gebethe sehr viel erhalten könne; ich werde allzeit inbrünnstigst betten. Mamma, ihr werdet den Papa wieder sehen.

Kaum

Kaum hatte das unschuldige Kind diese trostvollen Worte ausgesprochen, so waren die Züge in den Angesichtern der Anwesenden wie die Scenen auf einer Schaubühne, die man plötzlich ändert, oder wie die trüben Wolken an dem Himmel, die ein schneller Ostwind geschwind zernichtet. Sie sahen das Kind als eine Prophetin an. So groß war das Vertrauen dieser tugendhaften Menschen, als wenn sie schon von dem siegprangenden Vater versichert wären.

Die Liebe zum Vaterlande, die Gefahr des Vaters, die Betrübniß der Mutter rühreten das kindliche Herz der Philontis so stark, daß sie sprachlos in Seufzer ausbrach, nur das Vertrauen auf die Göttliche Vorsicht, welches ihre Schwester, und die Gegenwärtigen aufgemuntert hat, konnte ihr betrübtes Herz aufrichten. Nach einer kleinen Zeit war ihr Geist in voriger Stärke, sie wendete sich mit Starkmuthe, so weit es die Gränzen ihres Geschlechtes zulaßen, zu Damas, und sprach: Geh Damas, beschütze dein Vaterland, und kehre entweder mit deinem Schilde, oder auf deinem Schilde zurück (*).

(*) Il faudroit même instruire, fortifier ce sexe, qui ne se croit fait, que pour plaire. Les femmes spartiates vouloient plaire aussi: mais elles comptoient frapper plus sûrement au but en mêlant le zèle de la patrie avec les graces: *va mon fils*, disoit l'une, *arme toi*,

Das ist gewiß für manches Frauenzimmer in unsern philosophischen Zeiten recht griechisch geredet.

*& ne reviens, qu'avec ton bouclier, ou sur ton bouclier.* C'est-à-dire vainqueur, ou mort. Bagatelles morales. p. M. l'Abbé Croyer. p. 274.

Les meres (spartiates) recommendoient à leurs enfans, lorsqu'ils partoient pour la campagne de revenir avec, ou sur leur bouclier. Elles pleuroient, non ceux, qui étoient mort les armes à la main, mais ceux, qui s'étoient sauvés en fuiant. Hist. ancienne par M. Rollin. Tom. 3. pag. 40.

Und du hast den Tod deiner Brüder überleben können? sagte eine spartanische Mutter zu ihrem einzigen noch übrig gebliebnen Sohne, der einer Niederlage entgangen war, dabey sein Bruder das Leben eingebüßt hatte. Nach der Schlacht bey Leuctra, deren Ausgang für Sparta so unglücklich gewesen war, giengen die Mütter, deren Söhne im Treffen geblieben, frohlockend und mit Blumenkränzen geschmückt in den Tempel um den Göttern für das Geschenk so tapferer Söhne zu danken. Die Mütter hingegen, deren Söhne sich durch die Flucht gerettet hatten, verbargen sich in der tiefsten Trauer, und mit einem todten Stillschweigen in dem innersten ihrer Häuser, beschämt Kinder unter ihrem Herzen getragen zu haben, die vor dem Feinde hatten fliehen können. Thomas Abbt vom Tode für das Vaterland. p. 8.

Wenn unsere Bräute den Liebhaber verachten, der bey solcher Gelegenheit den Tod scheuet, wenn die Väter von einem Sohne, der gegen eine überlegene Macht nichts mehr ausrichten konnte, noch foderten, er hätte sterben sollen, so würde es eine Thorheit seyn in dergleichen Zeitpunkten neue Aufmunterungen zu fodern, und eine Beschimpfung sie zu geben. - - - - Warum waren die Cretenser und Barotier und durchgehends die Völker, welche der Liebe am meisten ergeben sind, die tapfersten? darum, weil in diesen Ländern das Frauenzimmer seine Gunstbezeugungen nur den herzhaftesten ertheilten. (Hier citirt Thomas Abbt de l'esprit discours 3. c. 15.) das schöne Geschlecht bey den Franken, sagt Machiavell, beglückt nur die bravsten Männer mit seiner Zuneigung. Damit sie von den Verdiensten eines Liebhabers, und von seiner Zärtlichkeit urtheilen könnte, mußte er ihnen erst Proben sei-

Entweder sind die griechischen Sitten nie bey uns gewesen, oder bey uns veraltet. Das wenige, was wir noch von den alten Griechen haben, ist das griechische Toupet, und wie man sagt, soll auch dieses von einer neuern Mode aus der Hauptzierde des Frauenzimmers gemustert werden. Es ist im übrigen eben so viel barbarisch- als großmüthiges, daß man einem Mannsbilde deswegen sein Herz verschenken soll, weil dessen freches Schwerdt in einer wüthenden Faust, das gedrängte Vaterland mit Vergiessung seines großmüthigen Blutes zu erretten gedenket. Wenigst stellen die heutigen philosophischen Zeiten den Cupido nicht in gleicher Schilderey vor. Auch waren die alten Deutschen nach der Meinung der Römer nur Barbaren. Es mag in den griechischen und altdeutschen Frauenzimmern ein noch so heldenmüthiges Geblüth gewallet haben, so könnten sie ihnen doch nicht nach Belieben und Gefallen Helden bilden; es scheint auch gewiß zu seyn, daß jener kein Held sey, der nur darum streitet, da-

ner Tapferkeit geben. Er mußte gefangene gemacht, einen gefährlichen Ort erstiegen, den Feind von einem wichtigen Posten verjaget haben, sie wünschten eher ihre Liebhaber sterben als fliehen zu sehen. Abbt im gleichen Werke. p. 8. und 9. Die Mitgift bringt nicht die Frau dem Mann, sondern dieser dem Weibe zu. Mit Zuziehung der Aeltern und Verwandten werden die Geschenke, die gar nicht zur weiblichen Anmuth und Brautputze dienen, sondern etliche Rinder, ein aufgezäumtes Pferd, und ein Schild mit Spieß und Schwerdte. Gegen diese Geschenke bekömmt man die Frau, die dann gegenseitig ihrem Ehemanne einige Waffen zubringt. *Caj. Corn. Tacitus* von den Sitten der alten Deutschen. Ich habe mit Fleiße hier einige historische Noten beysetzen wollen, damit der vernünftige Leser urtheilen könne, ob das Frauenzimmer in unsern so aufgeklärten Zeiten eben so großmüthig denken, als die spartanischen und deutschen Weibsbilder.

mit er einem Frauenzimmer gefalle. In unsern aufgeklärten Zeiten darf kein Soldat ohne großgünstige Erlaubniß seines Obern sich verheurathen; wenn man also die Sache altgriechisch und altdeutsch einrichten wollte, so müßte man diese Erlaubniß zu ertheilen dem Frauenzimmer überlassen. Philon und Damas werden tapfer streiten. Nur die reinesten Triebe, das ist, die Pflichten zu ihrem Vaterlande werden ihre Arme heldenmüthig bewaffnen. Nebenabsichten sind nicht fähig einen Eindruck auf das Gemüth grosser Seelen zu machen.

Wird der Argwohn und Verdacht eines übelgesinnten Menschen dasjenige, was ich hier im ganzen Gedichte einzig der Tugend widme und überhaupt wider das Laster schrieb, nach dem unrichtigen Maasstabe seiner ungegründeten Meinung auf einzelne Fälle auslegen, der wird, wie Phädrus spricht, thöricht sein Gewissen verrathen. Vorzüglich soll zum Beschlusse den Freygeistern und süssen Herren gesagt seyn.

Suspicione, si quis errabit sua
Et rapiet ad se, quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conscientiam.

Quoiqu'il en soit si quelqu'un vient à croire, sur des soupçons mal fondez, que je l'ai en vûe, & qu'il prenne pour lui ce qui est dit en general de tout le monde; alors il se trahit lui-même, & découvre sotement ce qui étoit caché. Phædri Fabulæ & P. Syri mimi sententiæ hac sexta editione auctores cum notis & emendationibus Tanaquilli Fabri. Accedit & gallica Versio .... p. 84. und 85.

Staatsbibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gugger, Franz Philipp

Kurze Geschichte der Philontis mit moralischen, kritischen und satyrischen Anmerkungen

Basel 1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.59
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432885-7
VD18 10666222-003